This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

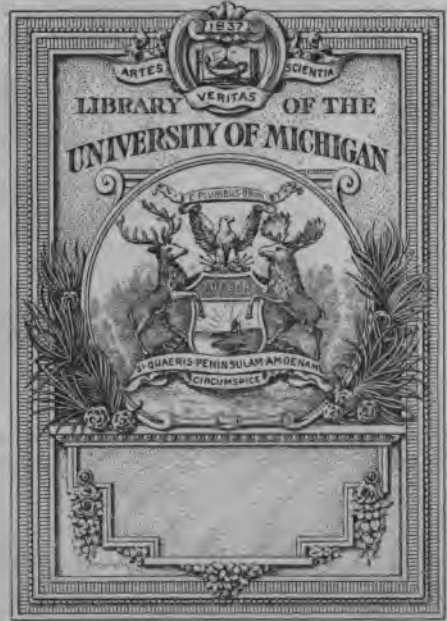
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 943,889


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
K89

Wortbildung und Wortbedeutung

von

Dr. Jan v. Rozwadowski

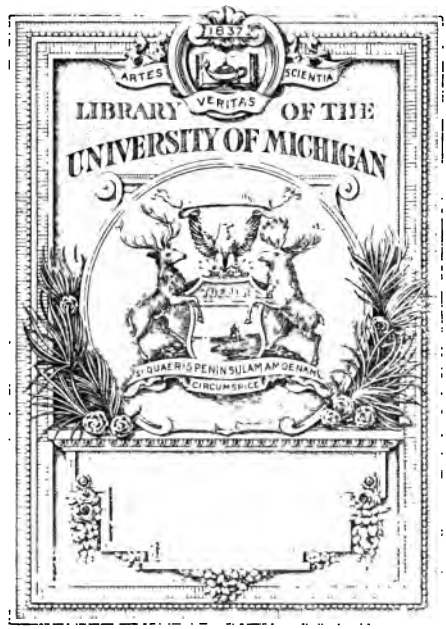
Wortbildung und Wortbedeutung

Eine Untersuchung ihrer Grundgesetze

von

Dr. Jan v. Rozwadowski
Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Krakau

Heidelberg 1904
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
K89

Wortbildung und Wortbedeutung

von

Dr. Jan v. Rozwadowski

Seite

4. Regelmäßige Fälle des scheinbar eingliedrigen Bedeutungswandels 38
5. Typische Fälle der resultativen Eingliedrigkeit: Wundts Verdichtungen der Bedeutung 43

V. Allgemeines Verhältnis der Wortbildung und Wortbedeutung 50

1. Benennung und Bedeutungswandel 51
2. Zur Entwicklung der Substantiva 54

VI. Wort und Satz 57

1. Allgemeines Verhältnis von Substantiv und Satz . . 57
2. Satzgliederung 65
3. Gibt es eingliedrige Wörter und Sätze? 67
4. Nominal- und verbalprädikative Sätze. Definition des Satzes 73
5. Bildungs- und Bedeutungsvorgänge des Satzes . . . 81

VII. Adjektiv und Verbum 84

1. Verhältnis des Adjektivs und des Verbums zueinander sowie zum Substantiv. Definition 84
2. Verbum 88
3. Adjektiv 90

VIII. Beziehungs- und Gattungswörter 90

IX. Phonetische Vorgänge. Zur Theorie der Grammatik . 94

Nachwort. Berichtigungen 105

Index 108

I. Benennung der Gegenstände.[1]

1. Die Gegenstände werden nach einem einzelnen Merkmal benannt. Psychologische Formulierung dieser Tatsache von Wundt.

Man hat längst bemerkt, daß die Benennungen der Gegenstände immer nur eine Seite, ein Merkmal der betreffenden Vorstellungen hervorheben, wobei natürlich ein solches Merkmal gewöhnlich nicht nur einem einzigen Gegenstande, sondern auch noch anderen, oft gar vielen, zukommt. Logisch betrachtet, ist also jede Benennung unzutreffend; denn einerseits ist sie zu eng (da der Gegenstand noch andere Merkmale hat) und andrerseits zu weit (da noch andere Gegenstände dasselbe Merkmal besitzen). Berücksichtigt man noch, daß solch ein einzelnes und einziges Merkmal, nach dem ein Gegenstand benannt wurde, für das Wesen desselben gar nicht das wichtigste, wirklich bezeichnende zu sein braucht und nur zu oft es nicht ist, so wird der Unterschied zwischen der logischen Betrachtungsweise der Benennung und ihrem tatsächlichen Entstehen womöglich noch augenfälliger.

So ist z. B. ein *Tischler* ein Mann, der nicht nur *Tische,* sondern auch noch viele andere Geräte und überhaupt Holzgegenstände verfertigt, und andrerseits haben noch viele andere Vorstellungen dauernd oder vorübergehend irgend etwas mit einem Tisch zu tun. Ein *Weißling* bezeichnet allerdings einen Fisch, der *weiß* aussieht; aber derselbe besitzt noch andere Merkmale, und umgekehrt kommt die Eigenschaft der weißen

[1] „Gegenstände" im weiteren psychologischen Sinn, also auch lebende Wesen umfassend.

Farbe noch vielen anderen Vorstellungen zu. Eine *Stiege* als Vorstellung besteht nicht nur aus dem Merkmal des *Steigens*, wozu sie dient, sondern aus manchen anderen Bestandteilen, und andrerseits spielt der Vorgang des Steigens noch bei anderen Vorstellungen eine Rolle.

Anmerkung. Diese Tatsache wiederholt sich immer und überall, und eine Vergleichung der Benennungen desselben Gegenstandes in verschiedenen Sprachen, verwandten oder auch fremden, ist unter allen Umständen sehr lehrreich. Denn erstens wirft sie oft überraschendes Licht auf manchen, früher etymologisch unklaren Gegenstandsnamen in irgendeiner Sprache, indem oft dieselben Gegenstände in verschiedensten Sprachen nach denselben Merkmalen benannt werden, eine Vergleichung also bei dem Etymologisieren wegweisend sein kann, und zweitens zeigt dieselbe, daß die Hervorhebung des Merkmals von der momentanen Anschauung abhängt und mit der logischen Reflexion über das Wesen des Gegenstandes und seiner Bestandteile nichts zu tun hat, da eben oft genug sich herausstellt, daß derselbe Gegenstand in verschiedenen Sprachen nach verschiedensten Merkmalen benannt wurde. Ja, sehr oft zeigt sich das in verschiedenen Mundarten einer und derselben Sprache, wie z. B. dem norddeutschen *Tischler* ein süddeutscher *Schreiner* gegenübersteht, und das ist ganz natürlich; denn es gibt keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Sprache und Mundart.

Diese Tatsache wurde nun von den Sprachforschern verschiedentlich und im allgemeinen ungenügend[1] aufgefaßt, bis sie in letzter Zeit von WUNDT auf ihre psychologische Bedeutung zurückgeführt wurde.[2] Wundt handelt darüber bekanntlich in seinem Werk über die Sprache[3] B. II, 464—472, unter „Benennung von Gegenständen". Indem ich alles hinweglasse,

---

[1] Daß sie aber z. T. doch der Wahrheit näher waren als Wundt, wird sich unten bei der Erörterung des Satzes zeigen.

[2] Ich kann und will dabei nicht verfolgen, inwieweit die Tatsache auch auf Seite der Psychologen erst von Wundt klar aufgefaßt wurde.

[3] Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte von Wilhelm Wundt. Erster Band: Die Sprache. Leipzig 1900 (in zwei Teilen).

was in diesem Zusammenhang nicht wesentlich ist,[1] will ich kurz die wichtige psychologische Formulierung Wundts, und zwar womöglich mit seinen eigenen Worten wiedergeben.

Jede Benennung von Gegenständen pflegt nach einem einzelnen Merkmal zu geschehen. Da das Merkmal im psychologischen Sinne nie eine selbständige Vorstellung, sondern entweder irgendeinen Bestandteil einer Vorstellung oder ein allgemeines Verhältnis zwischen verschiedenen Vorstellungen bezeichnet, so besteht also das Wesen der Benennung in der Hervorhebung eines dem Gegenstand zukommenden Merkmals. Nun schließt dieser Vorgang die gleichzeitige Vergegenwärtigung anderer Elemente der gleichen Vorstellung natürlich nicht aus; im Gegenteil: dieselben sind notwendig mit eingeschlossen (sonst würde ja der Name nicht die betreffende Vorstellung in ihrer Totalität ausdrücken). Der obige Satz besagt also nur, daß unter allen Bestandteilen der Vorstellung eines Gegenstandes jeweils einem eine derart vorherrschende Bedeutung zukommt, daß er die Benennung bestimmt. Nun ist es von vornherein klar, daß diese Eigentümlichkeit der Benennung nicht in den Gegenständen, sondern nur in dem benennenden Subjekte ihren Grund haben kann. Und zwar beruht das auf zwei Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins, auf der Einheit und auf der Enge der Apperzeption. Ob sich die apperzipierte Vorstellung aus vielen oder aus wenigen Bestandteilen zusammensetzt, ob sie einem einzigen Sinnesgebiet angehört oder eine Komplikation von Empfindungen verschiedener Sinne ist, dies ist natürlich von den Objekten abhängig. Daß aber die Vorstellung des Gegenstandes überhaupt als ein einheitliches Ganzes aufgefaßt wird, und daß zugleich unter den verschiedenen Elementen derselben nur ein Teil deutlicher aufgefaßt wird, das hängt nur von den beiden erwähnten Eigenschaften der Apperzeption, ihrer Einheit und Enge, ab. Dem entspricht nun die Einheit und die Enge

[1] Ich meine dasjenige, was Wundt auf S. 464 f. über die primäre und sekundäre Benennung sagt, sowie seine Bemerkungen auf S. 472 über die Wurzeln.

der Benennung, wie die oben gegebenen Beispiele und beliebige andere klar zeigen.

Bezeichnet man den deutlicher apperzipierten Bestandteil als das dominierende Merkmal, so läßt sich demnach jede zusammengesetztere Gegenstandsvorstellung als ein Verschmelzungsprodukt mehrerer Komponenten betrachten, von denen eine dominiert und für die Apperzeption des Gegenstandes bestimmender ist als die andern, die in ihrer Verschmelzung mit demselben die ganze Vorstellung des Gegenstandes bilden. In dem Augenblick der Benennung verschmilzt also das Lautbild (der Name, Wort) mit dem dominierenden Elemente zu einer festen Komplikation, mit der alle übrigen konstanten und variabeln Elemente der Vorstellung als relativ dunklere assoziiert werden. Bezeichnet man das Lautbild mit n, das dominierende Element mit δ, die konstanten Elemente mit A und die variabeln mit X, so läßt sich demnach die Konstitution einer solchen Benennungskomplikation bei ihrem Entstehen durch die Formel $n\ \delta\ (A.\ X)$ darstellen, wobei die Klammer die in der Apperzeption relativ dunkleren, zurücktretenden Bestandteile andeutet.

Hierbei ist noch wohl zu beachten, daß die Vorstellungen im allgemeinen fließende Gebilde sind, indem ihre Elemente durch die verschiedensten Assoziationen ununterbrochenen Verschiebungen ausgesetzt sind. Da nun in unmittelbarem Zusammenhang damit und in dem ganzen Zusammenhang des Bewußtseins die Aufmerksamkeit bald auf jene, bald auf andere Bestandteile der Vorstellung sich richtet, bzw. sich richten kann, so können selbst die konstantesten Merkmale in dem Wechsel der Apperzeption gegen andere, die sich nur vorübergehend aus der ganzen Verbindung erheben, zurücktreten. Darauf beruht die Tatsache, daß der Gegenstand oft nach einem variabeln, unwesentlichen Merkmal und in verschiedenen Zeiten und Orten nach verschiedenen Merkmalen benannt wird.

2. Notwendige Ergänzung der psychologischen Formulierung Wundts. Das Gesetz der Zweigliedrigkeit.

Mit der hiermit wiedergegebenen Wundtschen Auseinandersetzung ist aber das Wesen der Benennung von Gegenständen noch nicht erschöpft.

Sprachliche Tatsachen belehren uns nämlich ganz deutlich, daß bei einer Benennung nicht nur das dominierende Merkmal, sondern noch etwas anderes zum Ausdruck kommt. Denn das erstere ist ja doch nur in dem Grundelement des Wortes enthalten, und das Wort hat noch ein sogenanntes formatives Element. Und wir wissen, daß im allgemeinen jedes indogermanische Wort aus diesen beiden Elementen sich zusammensetzt, aus der sogenannten Wurzel und dem sogenannten Stammsuffix.[1] Besteht also eine Benennung aus zwei deutlich unterscheidbaren, wenn auch ein Ganzes bildenden Wortbestandteilen, so muß diesem formalsprachlichen Verhältnis ein analoges sinnsprachliches, das heißt psychisches, entsprechen. Und es entsteht demnach die Frage: entweder entspricht die Wurzel dem dominierenden Merkmal δ und das Stammsuffix den relativ dunkler apperzipierten sonstigen Bestandteilen der Vorstellung (dem Glied $[A. X]$ der Wundtschen Formel), oder aber ist die Wundtsche Formel falsch.

Sehen wir uns zunächst die oben gegebenen Beispiele *Tischler, Weißling, Stiege* näher an! Die betreffenden Vorstellungen wurden nach den momentan dominierenden Merkmalen

[1] Hierbei bemerke ich erstens, daß die sogenannten Wurzelnomina im allgemeinen nur scheinbar kein Suffix haben, siehe darüber unten III., und zweitens, daß ich in diesem Zusammenhang nur den Wortstamm ohne die Kasusendungen im Auge habe. Jedes Substantiv kommt allerdings in Wirklichkeit mit sehr wenigen Ausnahmen (Vokative und einige Klassen der Nominative) nur mit einer Kasusendung vor und bildet mit derselben ein einheitliches Ganzes; aber wir sind berechtigt, auch den Stamm für sich zu betrachten. Siehe darüber unten VIII.

(Tisch, weiß, steigen) benannt — das ist ja ganz klar. Wenn dem aber so ist, so müssen doch auch alle anderen Bestandteile dieser Vorstellungen irgendwie bezeichnet sein, und das kann natürlich nur in den Wortbestandteilen *-ler, -ling, -e* stattfinden. Denn ebenso wie erst die innige Verschmelzung dieser Suffixe mit den „Wurzeln" *Tisch, weiß, stieg* die betreffenden Wörter als bedeutungsvolle Gebilde konstituiert, ist auch die jeweilige Vorstellung in ihrer Totalität nur und erst durch die Verschmelzung des dominierenden Merkmals mit dem ganzen Rest gegeben.

Damit wäre die oben aufgestellte Frage in dem Sinne beantwortet, daß das Grundelement des Wortes dem dominierenden Merkmal, das Suffixelement aber — worauf es hier eigentlich ankommt — dem ganzen, relativ dunkler apperzipierten Rest der Vorstellung entspricht. Aber man wendet sofort ein: dieser ganze Rest der Vorstellung, das heißt alle anderen Bestandteile außer dem momentan dominierenden sind doch, wenn auch relativ dunkler apperzipiert, irgendwie konkret und nicht eine bloße Beziehung; ein Suffix aber als solches hat keine konkrete Bedeutung. Also ist die Wundtsche Formel auf das, was er Benennung eines Gegenstandes nennt, das heißt auf ein mit irgendeinem Suffix gebildetes Simplex (Substantiv) nicht anwendbar. Bedenkt man aber, daß Suffixe im allgemeinen ursprünglich selbständige Wörter gewesen sind (darüber mehr weiter unten), so eröffnet sich der Weg, auf dem wir den Tatsachen gerecht werden können.

Vor allem konstatieren wir, daß die sprachliche Benennung eines Gegenstandes zwar einheitlich, aber zugleich zweigliedrig ist. Also ist die Gegenüberstellung des Symbols *n* dem Symbol δ *(A. X)* in der Wundtschen Formel entschieden falsch: auch das Wort ist deutlich ein aus einem dominierenden Element und einem „dunkleren" Rest zusammengeschmolzenes Produkt.

Zweitens konstatieren wir, daß die Suffixe rein abstrakte Bedeutung haben, die aber allerdings aus einer früheren konkreten sich entwickelt hat. Also ist die Wundtsche Formel auch deswegen falsch, weil sie verschiedene Entwicklungs-

phasen, eine spätere sprachliche und eine frühere psychische gleichsetzt.

Daraus folgt:

Die sogenannte Wurzel[1] ist der sprachliche Ausdruck des dominierenden Elementes, das sogenannte Stammsuffix derjenige der sonstigen Bestandteile der Vorstellung in ihrer weiteren Entwicklung. Also ist jedes Simplex ein zweigliedriges Ganzes.

Die eigentliche psychisch-sprachliche Bedeutung dieses Gesetzes der Zweigliedrigkeit wird sich im weiteren Verlauf der Untersuchung ergeben.

Anmerkung. An dieser fundamentalen Tatsache der Zweigliedrigkeit jeder einfachen Benennung eines Gegenstandes geht Wundt gleichgültig vorüber. Denn, wenn er II, 464 sagt: „Gegenstände können, wie uns die kategoriale Verwandlung der Begriffe zeigt, benannt werden, indem bestimmte, zuvor schon benannte Eigenschaften oder Zustände derselben mittelst einer bloßen Veränderung der Wortform auf jene übertragen werden. Dabei wird dann durch die Bildung der substantivischen Wortform immer zugleich ein materialer Bedeutungswandel herbeigeführt. Dies ist dadurch bedingt, daß der Gegenstand neben der Eigenschaft oder der Tätigkeit, nach der er benannt ist, auch andere Merkmale besitzt, die nun zu jenem Hauptmerkmal assoziiert werden", — so ist das nur eine Umschreibung der Tatsache der Substantivableitung, um die er sich weiter nicht kümmert. Daß Wundt sich damit begnügte, zu konstatieren, daß Gegenstände in historischer Zeit nach ihren einzelnen Eigenschaften oder Zuständen benannt werden, wobei eine kategoriale Verwandlung der Begriffe stattfindet, die sich eben in der Bildung eines Substantivs aus einem Adjektiv oder Verbum offenbart, ist deswegen auffallend, weil es doch auch Benennungen der Gegenstände in Fülle gibt, die nach einem einzelnen gegenständlichen Bestandteil der betreffenden Vorstellung benannt werden, wobei also keine kategoriale Verwandlung des Begriffs stattfindet und sprachlich trotzdem ein sogenanntes Suffix antritt *(Tischler, Fischer)*.

Diese Nichtbeachtung der Zweigliedrigkeit jeder einfachen Benennung ist in ihren weiteren Konsequenzen verhängnisvoll geworden

---

[1] Natürlich beziehungsweise „Stamm", kurz dasjenige, was man oft als den eigentlichen Träger der Wortbedeutung bezeichnet.

für die ganze Auffassung und Darstellung der Wort- und Satzbildung überhaupt, sowie für die Darlegung der Bedeutungsvorgänge aller sprachlichen Gebilde, indem trotz der tiefsinnigen Beleuchtung der sprachlichen Tatsachen im allgemeinen und im einzelnen denselben in der Wundtschen Darstellung doch eigentlich der innere Zusammenhang abgeht.

II. Allgemeines Verhältnis eines sogenannten Simplex als Benennung eines Gegenstandes zum Kompositum.

1. Ein sogenanntes Simplex ist prinzipiell mit einem Kompositum identisch.

Wenn wir z. B. das Polnische mit dem Deutschen vergleichen, so sehen wir, daß deutschen zusammengesetzten Substantiven im Polnischen regelmäßig einfache Simplicia entsprechen, daß demnach die Rolle, welche im Deutschen zweite Kompositionsglieder einnehmen, im Polnischen Stammsuffixe haben. Z. B. *Neu-land: now-ina, Grün-kraut: zielen-ina, Windmühle: wiatr-ak, Schutz-mann (Wach-mann): straż-ak, Holzhacker: drw-al, Brand-stätte: pogorzel-isko, Weißfisch: biat-ucha,* und lassen sich dergleichen Entsprechungen zu Hunderten und Tausenden sowohl aus verschiedenen indogermanischen Sprachen, als auch aus verschiedenen Dialekten und Epochen derselben Sprache (wie z. B. *Weißfisch* neben *Weißling*) anführen.[1]

Was bedeutet nun diese Tatsache? Ein gewisser Unterschied in der Apperzeption der betreffenden Objekte wird ja sicher dieser Verschiedenheit zugrunde liegen, und wir werden noch darauf zu sprechen kommen, aber andrerseits dürfte es klar sein, daß es keinen prinzipiellen Unterschied in der Kon-

[1] Man wolle auch die paar Beispiele nicht etwa als mein induktives Beweismaterial betrachten; denn es sind wirklich nur Beispiele. Die Bitte richtet sich übrigens natürlich nur an Anfänger.

stitution dieser Benennungen geben kann. Und den gibt es auch sicher nicht.

Wenn wir die Tatsache mit der anderen, oben erörterten, daß nämlich die Stammsuffixe sprachliche Exponenten der nicht dominierenden[1] Bestandteile der Gegenstandsvorstellungen sind, kombinieren, so folgt daraus, daß die Stammsuffixe, da sie eben ursprünglich einmal eine konkrete Bedeutung gehabt haben müssen, nichts anderes sind als zweite Kompositionsglieder. Erhärtend tritt hinzu die von der indogermanischen Sprachwissenschaft nachgewiesene Tatsache, daß die etymologisch klaren, das heißt in ihrer Entwicklung verfolgbaren, Stammsuffixe ursprünglich selbständige Wörter gewesen sind.[2]

Wir können also sagen und müssen es sogar: Ein mit einem sogenannten Stammsuffix gebildetes sogenanntes Simplex ist in seinem Bildungsprinzip mit einem sogenannten Kompositum absolut identisch. Der ganze Unterschied ist nur ein relativer, entwicklungsgeschichtlicher.

Daraus folgt ferner, daß das erste, determinierende Kompositionsglied entwicklungsgeschichtlich mit der sogenannten Wurzel eines Simplex und das zweite, determinierte Glied mit dem sogenannten Stammsuffix identisch ist. Wenn wir nun damit die Konstitution der Vorstellung selbst im Augenblick der Benennung, wie sie von Wundt klargelegt und kurz mit der Formel *[n] δ (A. X)* symbolisiert wurde, vergleichen, so er-

---

[1] Bzw. der erst nach den dominierenden in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit tretenden; natürlich bezieht sich das nur auf den Augenblick, wo die Benennung zustande kommt.

[2] So ist z. B. das *-ach* in den vielen Fluß- und Bachnamen (*Salzach, Schwarzach, Eisenach* u. s. w.) aus mhd. *ahe* 'Wasser' (= lat. *aqua*) entstanden; *-bold* in *Trunkenbold, Saufbold* u. s. w. ist den Eigenanmen mit *-bold (Humbold)* nachgebildet, in denen *bold* ursprünglich die unbetonte Form (im Mhd. *bolt* G. *boldes*) des Adj. *bald* ist (frühere Bedeutung: 'kühn, schnell'). Ähnlich war *-schaft* in *Wirtschaft, Freundschaft* u. s. w. ursprünglich selbständiges Wort mit der Bedeutung 'Beschaffenheit' (zu *schaffen*); *-tum* in *Reichtum* u. s. w. aus ahd. *tuom* 'Verhältnis, Stand, Würde' u. s. w.

gibt sich daraus nicht nur, daß auch statt *n* ein zweigliedriges Symbol zu setzen ist — denn das haben wir schon oben konstatiert —, sondern, was wichtiger ist, folgendes: Das psychologische Symbol δ *(A. X)* ist eigentlich weder einem Simplex noch einem Kompositum adäquat. Denn in einem sozusagen noch ganz lebensfrischen Kompositum werden beide Glieder allerdings successiv, aber gleich klar apperzipiert, wie das ihre sprachliche Beschaffenheit (z. B. *Windmühle, Weißfisch*) ganz deutlich zeigt, da sie eben beide nacheinander ausgesprochen werden. Also ist das erste Glied nur relativ dominierend, insofern es eben an erster Stelle steht und stärker betont ist. Und in einem suffixalen Simplex ist das zweite Glied schon derartig abgeblaßt, daß es nicht mehr in seiner ursprünglichen konkreten Bedeutung, sondern nur als Gattungs- oder Beziehungsexponent apperzipiert wird, sofern man dieses Glied noch als etwas relativ selbständiges auffaßt.[1] Daraus folgt, das der psychische Teil der Wundtschen Formel ungefähr nur einer entwicklungsgeschichtlichen Zwischenstufe zwischen einem noch ganz deutlichen Kompositum und einem suffixalen Simplex entspricht. Vgl. unten IV, 4.

Das Resultat vorstehender Erörterungen können wir so zusammenfassen:

1. Jede fertig gewordene Benennung eines Gegenstandes ist im Prinzip ein einheitliches, zweigliedriges Gebilde, dessen erstes Glied relativ dominierend ist, in dem aber successiv auch das zweite Glied klar apperzipiert wird.

2. Jede durch ein suffixales Simplex ausgedrückte Benennung eines Gegenstandes ist ein in der Regel nicht nur einheitlich, sondern auch eingliedrig apperzipiertes Gebilde, dessen zweites Glied nur perzipiert wird, und wenn es sich gegebenenfalls zur Apperzeption erheben kann, so hat dasselbe doch keine konkrete Bedeutung.

3. An der Schaffung einer Benennung ist sowohl ein analytisches Gesetz der Zweigliedrigkeit wie ein synthetisches

[1] Daß das aber geschieht, zeigt vor allem die Tatsache, daß nach vorhandenen suffixalen Typen neue Wörter gebildet werden.

Einheitsgesetz tätig. Das erstere offenbart sich in der Zusammengesetztheit der Benennung aus zwei Gliedern, das zweite in ihrer Einheitlichkeit.

Anmerkung. Was ich hier noch hinzuzufügen habe, versteht sich für den Fachmann eigentlich von selbst. Aber teils mit Rücksicht auf den Anfänger, teils um etwaigen Einwänden vorzubeugen, halte ich es für geraten, folgendes zu sagen.

Der Satz, daß alle Stammsuffixe ursprünglich selbständige Wörter gewesen sind, oder anders ausgedrückt, daß jedes idg. Wort im Prinzip ein Kompositum ist, gilt natürlich nur *cum grano salis*. Und zwar:

a) Die allermeisten suffixalen Nomina waren nie in der Sprache als Komposita vorhanden. Denn sobald auf Grund einer gewissen Anzahl von Zusammensetzungen, deren zweite Glieder nach und nach in ihrer ursprünglichen Bedeutung verdunkelt wurden, ein suffixaler Typus entstanden ist, wirkt er als Muster vorbildlich, und es werden danach immer neue Bildungen geschaffen, in denen also die frühere Entwicklung des Typus nur sozusagen ideell steckt. Die ganze Tatsache der Suffixbildung und Suffixausbreitung beruht darauf, daß oft wiederholte psychische Vorgänge mit der Zeit ganz automatisch verlaufen.

b) Sehr oft entstehen sekundärerweise neue Suffixtypen. Der gewöhnlichste Fall ist der, daß auf Grund einer Wurzel mehrmals nacheinander suffixale Benennungen geschaffen werden, wodurch oft neue einheitliche Suffixe entstehen, die eventuell vorbildlich werden können. So z. B. auf Grund von *schreiben* wurde mit dem Suffix *-er* ein *Schreiber* geschaffen, von diesem wieder eine neue suffixale Benennung *Schreiberei;* da das Wort aber ebenso gut auf *schreiben* bezogen werden konnte, und solcher Fälle es sehr viele gibt, so erwuchs ein neues Suffix *-rei,* das wir z. B. in *Schweinerei* sehen. So ist auch das *-ler* und *-ling* in *Tischler* und *Weißling, Jüngling* sekundär entstanden auf Grund von Ableitungen mit *-er* und *-ing* von Stämmen mit *l*-Suffixen.

Es kann auch vorkommen, daß eine ganze Anzahl von Nomina scheinbar dasselbe Suffix besitzt, was aber nur zufälliges Zusammentreffen ist. Beispielsweise scheinen die Wörter *Junker, Adler, Acker, Vater, Kerker, Messer* und viele andere mit dem gewöhnlichen Suffix *-er* (ahd. *-āri*) gebildet zu sein, während in Wirklichkeit es keins ist: *Junker* aus mhd. *junc-hërre* 'junger Herr', *Adler* aus *adel-ar* 'Edelaar', *Acker* (got. *akrs*) aus urgerm. **akra-z* = ἀγρός, *Vater* aus ältestem urgerm. **faƀḗr* = πατήρ, *Kerker* aus lat. *car-*

cer, Messer aus ahd. *mezziras, mezzi-rahs* 'Speiseschwert bezw. -messer'.

c) Wenn also auch jedes Suffix im allgemeinen ursprünglich ein selbständiges Wort gewesen ist, so muß man doch im Auge behalten, 1. daß sich dieser Satz nur auf nicht durch irgendwelche sekundäre Vorgänge neugebildete Suffixe bezieht und man in der Regel von keinem alten, etymologisch dunklen Suffix sagen kann, ob es ursprünglich ist; 2. daß sich dieser Satz, auch wenn es sich um ein nachweisbar klares Suffix handelt, nicht auf ein beliebiges damit gebildetes Wort bezieht, sondern nur auf die älteste Schicht, wobei man aber kaum je sicher sein kann, die wirklich ursprünglichen, vorbildlichen Fälle vor sich zu haben.

2. Verhältnis der Simplicia und Komposita zu den Wortgruppen.

Daß alle Komposita prinzipiell nichts anderes sind als eine innige Einung zweier Wortformen, die in derselben Gestalt auch außerhalb dieser Verbindung vorkommen, also kurz aus zwei wirklichen Wörtern, steht ganz fest. Wir können das Verhältnis wieder klar machen, indem wir uns an das Deutsche und Polnische wenden. Den deutschen Komposita, die mehr okkasionell gebildet werden, in der Regel aber auch vielen festen entsprechen im Polnischen Wortgruppen, in welchen an Stelle des ersten Gliedes ein Adjektiv, Genetiv oder eine präpositionale Wendung erscheint, z. B. *Wand-uhr: zegar ścienny* (Adj.), *Baum-rinde: kora drzewa* (G.) oder *drzewna* (Adj.), *Trink-wasser: woda do picia* ('zum T.'), *Eck-haus: dom na rogu* ('an der E.') oder *narożni* (Adj.), *Schlepp-kleid: suknia z ogonem* ('mit einer S.') u. s. w. ohne Ende, wobei man nicht nur verschiedene indogermanische Sprachen, sondern auch verschiedene Epochen und Dialekte derselben Sprache vergleichen kann; ja, sogar die Sprache eines Menschen reicht aus; denn es wird nicht nur *Trinkwasser* gesprochen, sondern auch *Wasser zum Trinken, Kleid mit einer Schleppe* neben *Schleppkleid* u. s. w.

Ferner sehen wir, daß viele feste Komposita im Deutschen auf den ersten Blick sich als eine syntaktische Gruppe zeigen: so alle Genetivkomposita wie *Donnerstag,* viele Adjektivkomposita wie z. B. *Bösewicht,* und dasselbe kommt überall vor.

Und überhaupt stellen die indogermanischen Nominalkomposita[1] zwei Typen dar: a) ist das erste determinierende Glied eine (Nominal-)Form, die auch außerhalb dieser Verbindung vorkommen kann; b) ist das erste Glied ein Stamm; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß das eben nur vom Standpunkte der historisch bekannten Formen ein 'Stamm' ist. In der Zeit, wo dieser dann so produktive Typus (besonders der Typus mit einem *o*-Stamm) sich bildete, müssen solche Formen eben keine 'Stämme', sondern Wörter, bzw. Wortformen gewesen sein. Vgl. im allgemeinen jetzt BRUGMANN, Berichte der sächs. Ges. der Wiss. 1900, S. 359 ff.; Kurze vergl. Gramm. der idg. Sprachen S. 287 ff.

Mit Bezug darauf, daß oben den Komposita Gruppen gleichgestellt wurden, in denen das dem determinierenden Kompositionsglied entsprechende eine präpositionale Wendung ist ('zum Trinken', 'mit einer Schleppe' u. s. f.), ist gegen einen etwaigen Einwand, daß es solche Komposita doch nicht gäbe, folgendes zu bemerken. Erstens sind jetzige präpositionale Wendungen meistens Kontinuationen früherer einfacher Kasus (der Nomina und Infinitive), während die Sprachen, welche wie das Deutsche die Zusammensetzung als lebendiges Wortbildungsmittel kennen, eben noch den älteren Kompositionstypus verwenden; und demnach behaupten wir zweitens nicht, daß diese Komposita aus solchen heutigen Gruppen entstanden sind. Ebenso ist es ja mit den sogenannten Stammkomposita im Vergleich mit den Kasuskomposita in den idg. Sprachen im allgemeinen. Der Typus δημο-γέρων muß in einer Zeit entstanden sein, da solche „Stamm"-Formen als Wörter, bzw. Wortformen fungierten; aber kein einziger historischer „Kasus" tritt in dieser Gestalt auf, und demnach behaupten wir nicht, daß δημογέρων z. B. aus einem historisch möglichen δημουγέρων entstanden ist.

Wir können also sagen:

---

[1] In den Verbalkompositis herrscht der Stammtypus (eventuell mit dem Stamm eines Verbalnomens), was — erwägt man alles — recht verständlich ist.

Eine als Einheit apperzipierte Wortgruppe ist entwicklungsgeschichtlich Vorstufe eines festen Kompositums, oder anders gesagt, ein Kompositum ist im Prinzip mit einer Wortgruppe identisch.

Dieser allgemein ausgedrückte Satz bedarf einer näheren Erörterung.

a. Vor allem ist hervorzuheben, daß eine wirklich eine gewisse Einheit bildende Gruppe, auch wenn sie scheinbar aus mehreren Wörtern besteht, immer zweigliedrig ist. Fälle wie die heutigen Gruppen *Wasser zum Trinken, Federmesser mit Korkzieher* u. s. w.; zeigen nur, daß jedes Glied eventuell wieder zweigliedrig benannt werden kann u. s. w., aber die Tatsache der Untergliederungen ändert nichts an der Hauptgliederung: A. das eine Hauptglied *Federmesser* ist selbst wieder einmal gegliedert; B. das zweite Hauptglied *mit Korkzieher* ist selbst wieder zweimal gegliedert: a. *mit;* b. *Korkzieher;* a^1 *Kork-*, b^1 *-zieher*. Daß ein aus mehreren Teilen bestehendes Kompositum, deren es im Deutschen ja viele gibt, ein zweigliedriges Ganzes ist, obwohl die beiden Glieder noch weiter gegliedert sein können, und obwohl die Gliederung eventuell variiert, bezweifelt ja niemand, z. B. *das Alt-neuhochdeutsche* mit Untergliedern *neu-hochdeutsche, hoch-deutsche* u. s. w., und der Fall ist ja im Grunde genommen identisch. Später werden wir noch auf diese Vorgänge in anderem Zusammenhange zurückkommen.

b. Zweitens ist folgende sehr wichtige Tatsache zu beachten. In Gruppen, wie die oben als ideelle Vorstufen der festen Komposita angeführten, steht das determinierende Glied hinter dem determinierten; dagegen ist die Stellung in einem festen Kompositum (wenn auch nur gelegentlich gebrauchten) die umgekehrte. Dies bedeutet: dasjenige Glied einer freien, momentanen Gruppe, das irgendwie näher bestimmt werden soll, steht im allgemeinen zuerst im Blickpunkte der Aufmerksamkeit, und dann erst tritt in den Blickpunkt das bestimmende Glied, oder kurz gesagt, wenn wir das Verhältnis der beiden schon ausgesprochenen Glieder bezeichnen wollen, ist das determinierte Glied dominierend. In einem wirklichen Kompositum verhält sich die Sache umgekehrt, und offenbar eben

darin tritt die festere Einigung zu einem Begriffe zu Tage. Das Hervorheben des ursprünglichen Nebengliedes zum Hauptgliede ist das eigentliche Moment, in dem ein Kompositum (und überhaupt das Wort, wie wir noch später ausführen werden) zustande kommt.

Anmerkung. Wenn man beobachtet hat, daß die attributiven Wörter (einfaches Adjektiv, Zahlwort, adjektivisches Pronomen und der attributive Genetiv) seit uridg. Zeit gewöhnlich vor dem Substantiv stehen (vgl. Brugmann, Kurze vergl. Gr. § 932), so ändert das nichts an dem oben aufgestellten Grundprinzip. Erstens bilden diese attributiven Wörter im Vergleich mit anderen Ergänzungen des Substantivs zweifellos eine engere Einheit mit demselben, wie ja auch viele solche Gruppen, z. B. *rechte Hand, linke Seite* (in allen idg. Sprachen dieselbe Stellung) u. s. w. oder die Numeralia + Substantiva tatsächlich ständige begriffliche Einheiten bilden. Zweitens ist eben diese Stellung nicht obligatorisch, und man sieht deutlich, daß die Anfangsstellung des Attributs eine engere Einheit bezeichnet als die Gruppe mit nachgestelltem Attribut (z. B. kann man das gut beobachten an der Stellung der Adjektiva im Slavischen: poln. regelmäßig *prawa ręka* 'rechte Hand', *prawa strona* 'rechte Seite', aber gewöhnlich *człowiek prawy* 'rechtschaffener Mensch'). Drittens wirkt natürlich auch die Ordnung der Glieder vorbildlich: weil man in vielen Fällen an eine Stellung sich gewöhnt hat, so wird dieselbe automatisch weiter verwendet. Viertens ist zu beachten, daß sowohl die eine wie die andere Stellung durch besondere Gründe geändert werden kann, wenn nämlich das eine oder andere Glied durch besondere momentane Bedingungen psychisch hervorgehoben wird. Und endlich muß man im Auge behalten, daß, wenn in einer Sprache die eine, in einer anderen die andere Stellung habituell oder gar obligatorisch ist (z. B. im Deutschen obligatorisch Possessiv + Substantiv: *mein Haus*, im Latein gewöhnlich umgekehrt: *domus mea*), darin eben entwicklungsgeschichtliche Unterschiede in der Apperzeption liegen, die natürlich im ganzen Zusammenhange der Bewußtseinstatsachen des betreffenden Volkes in der betreffenden Zeit begründet sind. Natürlich wirkte die regelmäßige Stellung vorbildlich, so daß sie eventuell ganz unverrückbar wurde; aber daß dieselbe eben regelmäßig auftrat, hängt mit der Art und Weise des Apperzipierens zusammen. Schließlich ist zu bemerken, daß im einzelnen Fall, und zwar wo man es mit einem toten Text zu tun hat, zu sagen, inwieweit eine Gruppe eine enge Einheit bildete, sehr oft unmöglich ist:

d. h. man soll nicht nach heutigen und eigentlich nach individuellen Apperzeptionsbedingungen diejenigen eines anderen («Anderen» individuell, ethnisch und zeitlich) beurteilen und eventuell auf diese Weise Einwände gegen obigen Satz erheben.

c. Der Satz, daß ein Kompositum grundsätzlich mit einer eine apperzeptive Einheit bildenden Gruppe identisch ist, gilt mit derselben Restriktion wie der Satz von der Identität eines suffixalen Simplex und eines Kompositums. Denn ebenso wie suffixale Bildungstypen wirken auch Kompositionstypen vorbildlich, wenn sie überhaupt psychisch automatisiert worden sind. So verbreitete sich in den idg. Sprachen besonders der Typus der Komposita mit einem *o*-Stamm als erstes Glied, z. B. ψυχοπομπός trotz ψυχή u. s. w. Also die meisten solcher Komposita sind von allem Anfang an als Komposita da, was aber natürlich nicht heißen will, daß der betreffende Begriff in der Seele überhaupt keine Vorentwicklung hatte; denn das ist unmöglich. S. darüber unten.

d. Wenn man also mit dem hier und oben geäußerten Vorbehalt behaupten muß, daß ein suffixales Simplex aus einem Kompositum, und ein Kompositum aus einer Wortgruppe sich entwickelt hat, so darf man aber nicht die umgekehrte Reihenfolge als zwingend annehmen. Suffixales Simplex, Kompositum, einheitliche Wortgruppe[1] sind Hauptphasen einer zwingenden Entwicklung nur in aufsteigender Folge. Dagegen ist die umgekehrte Folge nur möglich. Das kann auf den ersten Blick widerspruchsvoll erscheinen; aber es ist es nicht. Denn sowohl eine Wortbildungsgruppe als ein Kompositum können eben auch noch anders sich entwickeln, d. h. eine Wortbildungsgruppe kann a) ein festes Kompositum und ein Kompositum a) ein suffixales Simplex werden; aber daneben können beide b) auf ein Glied reduziert werden, z. B. *Knecht* aus *leibeigener Knecht, Gatte* aus *Ehegatte, Feder* aus *Schreibfeder*. Diesen Fall werden wir aber in einem anderen Zusammenhang betrachten.

Anmerkung. Natürlich kann ein Wort auf allen drei Entwicklungsphasen stehend auch verschwinden, und zwar — was ebenso

[1] D. h. also natürlich als Bildungstypen, nicht als einzelne Wörter.

natürlich — in absteigender Häufigkeit: den Schwund einer okkasionellen Gruppe bemerkt man in der Sprache überhaupt nicht, und andrerseits ist der Schwund eines Simplex, d. h. eines formal-inhaltlichen Individuums Regel. Alles das hängt von den Bedingungen der Entwicklung neuer Begriffe ab, wie dieselben in der ununterbrochenen Entwicklung des menschlichen Bewußtseins gegeben sind.

e. Auch okkasionell angewendete Gruppen, oder zwar habituell verwendete, aber nicht zu einem gewöhnlichen Kompositum zusammengeschmolzene, bilden — also eventuell nur momentan, soweit von okkasionellen Gruppen die Rede — eine apperzeptive Einheit. Abgesehen von Betonungsverhältnissen, sieht man das ganz deutlich daraus, daß sie jederzeit unter gewissen Bedingungen eine enge apperzeptive Einheit bilden können, was sich in der Tatsache offenbart, daß sie oft Grundlagen neuer Wörter werden, z. B. *eigenhändig: eigene Hand, langweilig: lange Weile, einseitig* u. dgl.

III. Zusammenfassende Betrachtung der sogenannten Wurzelnomina, Simplizia, Komposita und Wortgruppen als entwicklungsgeschichtlicher Bildungstypen, bezw. Benennungstypen der Gegenstände.

Die Entwicklung der idg. Sprachen zeigt, daß jedes suffixale Simplex früher oder später zu einem sogenannten Wurzelnomen wird. Unter Wurzelnomina versteht man in der idg. Grammatik bekanntlich eine Klasse von Nomina, deren Körper uns absolut einheitlich, eingliedrig erscheint, d. h. an denen wir kein formatives Element beobachten, z. B. uridg. (nach Abstrahierung der Kasusendungen) **pĕd- pŏd-* 'Fuß' in ai. N. *pât* Acc. *pâd-am* L. *pad-ĕ*, gr. πόδ-α ποδ-ός, lat. *pēs ped-em* u. s. w. Selbstverständlich unterscheiden sich aber diese Nomina von den heutigen deutschen Bildungen wie *Stein, Wolf, Gast, Ohr* u. s. w. und ähnlichen einer beliebigen lebenden idg. Sprache in ihrer Konstitution durch nichts: der ganze Unterschied ist

der, daß wir bei *Stein* u. s. w. die frühere Entwicklung überblicken und wissen, daß und was für ein Stamm es gewesen ist, also auch das formative Element kennen, dagegen bei *péd-* nicht. Ich will hier davon absehen, daß man versucht hat, die idg. Wurzelnomina im engeren Sinn z. B. auf *o*-Stämme zurückzuführen; denn wir brauchen keine solche Stütze, um behaupten zu können, daß sie in grauer Vorzeit zweigliedrige Gebilde gewesen sein müssen. Hier stütze ich mich auf die für dieselben fast zwingende Beobachtung, daß die Indogermanen in der Zeit ihrer sprachlichen Entwicklung, welche mittelbar oder unmittelbar vor unseren Augen liegt, fortwährend immer neue Wurzelnomina schaffen, und zwar nicht bloß einzelne, sondern auch ganze Klassen. Der, wie ich glaube, wirklich zwingende Gesichtspunkt wird sich aus dem weiteren Verlauf der Untersuchung ergeben.

Ein solches Wurzelnomen im weiteren Sinn ist, für sich betrachtet, etwas absolut Einfaches: an und für sich wird es absolut einheitlich, d. h. eingliedrig apperzipiert und stellt also die Endphase dar, den einen Grenzpunkt der ganzen Entwicklungslinie, an deren zweitem Grenzpunkt die Entstehungsphase des idg. Nomens, eine zweigliedrige Wortbildungsgruppe steht.

Anmerkung. Auch solche Wurzelnomina werden übrigens oft genug sofort durch Einwirkung des ganzen Typus gebildet, z. B. *(Ge-)dicht* zu *dichten* aus lat. *dictare*, vgl. im allgemeinen Brugmann, Kurze vgl. Gr., § 366, 4.

Was ich noch über diese an und für sich und resultativ eingliedrigen Substantiva zu sagen habe, läßt sich besser in einer zusammenfassenden Betrachtung des bis jetzt Erörterten tun.

1. Die Benennungen der Gegenstände, die sogenannten Substantiva vom formal-grammatischen Standpunkt der indogermanischen Sprachen sind grundsätzlich zweigliedrige Gebilde, d. h. sie entstehen durch binäre Gliederung.

2. Eine noch nicht erstarrte, aber habituelle Wortgruppe (mit determiniertem Substantiv als zweites Glied), ein festes Kompositum, suffixales Simplex und ein Wurzelnomen (im weiteren Sinn) sind die Hauptphasen der Entwicklung.

3. Diese Hauptphasen, welche naturgemäß gegeneinander im einzelnen nicht scharf abzugrenzen sind, kommen in jeder

Sprache nebeneinander vor, da eben verschiedene Begriffe in verschiedenen Entwicklungsphasen sich befinden.

4. Jedes Gebilde ist Produkt zweier parallel und untrennbar wirkenden Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins: der analytischen und der synthetischen Apperzeptionsweise der Vorstellungen. Beide sind aber je nach den Bedingungen des Bewußtseins in verschiedenem Maße tätig.

5. Die einheitliche Auffassung ist von Anfang an bis zu Ende immer da, und zwar nimmt sie im allgemeinen zu. Daß dieselbe von Anfang an tätig sein muß, ist klar: wo sie fehlt, da ist eben keine einheitliche Vorstellung da, mithin auch kein Ausdruck. Daß sie zunimmt, sehen wir deutlich an der ganzen Entwicklung, deren Endglied ein äußerlich absolut einfaches Gebilde ist. Die Möglichkeit dieses Zunehmens, das sich in der zunehmenden Erstarrung und Abschleifung des Wortes kundgibt, ist aber gegeben 1) darin, daß alle eingeübten psychischen Vorgänge automatisch verlaufen, so daß, wenn eine fertige Benennung irgendeines Typus entstanden ist, das Wort eben zum stellvertretenden Symbol der Vorstellung, bzw. des Begriffes wird; 2) darin, daß einzelne Bestandteile des Bewußtseins im allgemeinen nach dem Grade ihrer psychischen Wichtigkeit successive apperzipiert werden, d. h. nacheinander in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit treten. Was also von einer zweigliedrigen Vorstellung (momentan oder dauernd) dominierend ist, das wird auch zuerst apperzipiert und sprachlich ausgedrückt. Nun wirkt aber, nachdem das Wort als fertiges Gebilde entstanden ist, auch dieses selbst in diesem Sinn herüber, daß nach und nach das erste Glied als der eigentliche Träger der Wortbedeutung erscheint. Das wird nun von entsprechenden Betonungs- und Lautvorgängen begleitet, deren Endresultat ein sogenanntes Wurzelnomen ist.

6. Die zweigliedrige analytische Apperzeption ist aber die eigentliche *causa efficiens* einer neuen Vorstellung und eines neuen Wortgebildes, und so ist auch als das eigentliche ideelle Anfangsstadium und die Entstehungsmöglichkeit einer neuen einheitlichen Wortvorstellung eine zweigliedrige Wortgruppe mit nachfolgendem determinierendem Gliede zu betrachten. Eine

Gruppe mit vorangestelltem determinierenden Gliede ist schon das Produkt der synthetischen Kräfte, die natürlich auch in der eigentlichen Anfangsphase tätig waren. Aber die gliedernde Auffassung verschwindet nicht sofort, obwohl sie im allgemeinen — umgekehrt wie die synthetische — immer mehr abnimmt. In einzelnen Fällen können Komposita Jahrhunderte lang in ihrer deutlichen Gliederung verharren, während umgekehrt — wie wir schon oben hervorgehoben haben — eine Vorstellung sofort als ein Simplex erscheinen kann.

7. Die eben berührten Tatsachen beruhen im allgemeinen darauf, daß neu entstehende, d. h. binär apperzipierte Vorstellungen eine unendliche Mannigfaltigkeit in bezug auf das Verhältnis (im allgemeinsten Sinn) der beiden Glieder zu einander darstellen, was wieder unmittelbar von den Elementen (Bestandteilen) und natürlich von dem ganzen Inhalt des menschlichen Bewußtseins abhängt. Und überhaupt kann in einer gegebenen Sprache oder Sprachepoche im Vergleich mit einer anderen der eine oder der andere Entwicklungstypus mehr hervortreten.

In unmittelbarem Zusammenhange mit den allgemeinen und speziellen Bedingungen des Bewußtseins in bezug auf Apperzeptionsart der einzelnen Vorstellungen und auf Automatisierung gewisser Typen steht also die früher hervorgehobene Tatsache, daß einzelne Wörter, und zwar massenhaft, scheinbar nur einen Teil der Entwicklung durchmachen. Scheinbar; denn einerseits muß man beachten, daß eben in solchen Fällen die Bedingungen nicht genau dieselben sind wie in anderen, die Unterschiede demnach nicht prinzipiell, sondern nur individuell sind (wie umgekehrt von Sonderbedingungen abhängt, wie lange und in welcher Phase ein Wort existiert), und zweitens ist hervorzuheben, daß auch ein Simplex, welches momentan und sofort als ein solches geschaffen wird, und auch ein analog entstandenes festes Stammkompositum die Gliederung, welche eine conditio sine qua non ist, wenn auch in abgekürzter Form, durchgemacht haben. Das wird nun in folgendem Punkte genauer dargestellt werden.

8. Wenn neue Wörter in der Form fester Komposita oder Simplizia irgendeines speziellen Typus entstehen und in der

Sprache die frühere Daseinsphase gar nicht nachweisbar ist, so muß man neben der allgemeinen Erwägung, daß der betreffende Begriff durch seine Beschaffenheit eben nur eines fest eingeübten psychischen Prozesses bedürfe, um sofort klar aufgefaßt und benannt zu werden, folgendes im Auge behalten:

Der allererste Ursprung einer neuen Vorstellung entzieht sich immer unserer Beobachtung; denn er wird vorbereitet unter der Schwelle des Bewußtseins, und in dieser Beziehung haben alle Vorstellungen gleichen Anfang. Die Phase, wo die Vorstellung allmählich, schneller oder langsamer, ins Bewußtsein tritt, entzieht sich aber ebenfalls meistens unserer Beobachtung, d. h. der sprachlichen Observation. Denn auch in der lebenden Sprache, die in ihrem ganzen Reichtum für uns zugänglich ist, werden dauernd, also jederzeit kontrollierbar, nur fertige Vorstellungen bzw. Begriffe als Benennungen der Gegenstände aufgenommen. Nehmen wir beispielsweise an, daß wir feststellen könnten, daß das Wort *Windmühle* oder das entsprechende polnische Simplex *wiatrak* von einem bestimmten Menschen irgend einmal zum erstenmal aufgebracht wurde. Auch in diesem, in Wirklichkeit fast nie vorkommenden Fall wäre es absolut falsch, Vorstufen der Entwicklung in Abrede stellen zu wollen. Es werden doch unzähligemal früher z. B. solche Gliederungen vorgekommen sein (mit jetzigen Sprachmitteln ausgedrückt): *ich mache eine vom Winde getriebene Mühle; das ist eine Mühle, aber nicht eine gewöhnliche, die wird vom Winde getrieben werden* u. s. w., und der Mensch oder die Menschen, die auf die Idee kamen, werden doch unzähligemal so apperzipiert haben, auch ohne es immer auszusprechen, so daß eben die Apperzeption ohne weiteres in eine ausgetretene Bahn einlenken und schließlich die Benennung *Wind-mühle* schaffen konnte. Diese ausgetretene Bahn bildeten eben alle Komposita, deren erstes Glied — soweit noch gesondert apperzipiert — einen Agens oder ein Werkzeug, Mittel u. dgl. ausdrückte. Ganz ebenso verhält es sich mit dem poln. *wiatrak*, nur daß hier die Gruppenphase *młyn wiatrowy*, welche also als entwicklungsgeschichtlicher Typus vor denjenigen des deutschen *Windmühle* fällt, leichter nachzuweisen ist, und daß das Polnische — wie

überhaupt fast alle slavischen Sprachen — an Stelle eines Kompositums eine suffixale Bildung schafft.

9. Daraus folgt, daß je nach der Beschaffenheit der Bestandteile und der allgemeinen Bedingungen des ganzen Bewußtseins im gegebenen Fall eine Vorstellung aus der loseren gruppenmäßigen Gliederung scheinbar sofort fast eingliedrig apperzipiert werden kann, was in der sprachlichen Aufeinanderfolge einer Gruppe und eines suffixalen Simplex sich äußert. Scheinbar; denn eine solche Gruppe muß eben schon genug synthetisch aufgefaßt worden sein, wenn sie in die Bahnen der Simplizia-Benennungen eingelenkt ist. Eine besonders zahlreiche Klasse solcher Benennungen bilden in allen idg. Sprachen die sogenannten substantivierten und mit einem Suffix versehenen Adjektiva wie z. B. *Jüngling, Neuling,* slav. *novak* 'Neuling' u. s. w.

10. In bezug auf die Stellung der Glieder oder auf das Dominieren ist, wie wir gesehen haben, Regel, daß während der Entstehungsphase einer neuen Vorstellung, wenn dieselbe noch gar nicht als eine fertige, neue, einheitliche (hier sind das Synonyma) auftritt, das bestimmende Glied an zweiter Stelle steht und das bestimmte Wort dominiert. Dann ändert sich dieses Verhältnis: in der fertigen neuen Vorstellung und demnach der Benennung dominiert das bestimmende Glied. Die eminente Bedeutung dieser Tatsache werden wir noch später kennen lernen.

Anmerkung. Die übrigens wenig zahlreichen, festen Komposita mit dem bestimmenden Glied an zweiter Stelle wie *Mutter-Gottes,* pol. *matka-boska* 'ds.', lat. *pater-familiās,* oder das indogermanisches Alter habende, ai. *dyāúš pitá,* gr. Ζεὺς πατήρ, lat. *Jū-piter*[1] u. dgl. sind in dieser Gestalt fest geworden nur durch die häufige Anwendung unter besonderen Umständen[2], nicht aber durch ursprüng-

[1] Lat. *Jūpiter* ist eigentlich erstarrter Vokativ.

[2] D. h. irgendwelche Umstände haben bewirkt, daß die identifizierten Glieder dominierend geblieben sind. Hauptsächlich wohl der Umstand, daß das eigentlich Eigennamen sind und gar keine Gattungsbegriffe. Übrigens ist eine Apposition (Ζεὺς πατήρ) überhaupt eine losere Gruppe, und deswegen ist dieselbe im großen und ganzen immer nur okkasionell.

lich einheitliche Auffassung eines neuen Begriffs. Nach eingetretener Erstarrung, d. h. nach erfolgter absolut einheitlicher Apperzeption (natürlich wenn das überhaupt stattfand) kann allerdings in der Folge ein solches Wort sich von einem wirklich als festen und neuen Gattungsbegriff gegliederten gar nicht unterscheiden, wie das z. B. lat. *Jūpiter* zeigt; aber das ist kein Wortbildungstypus der idg. Substantiva, wenigstens nicht in der unserer Beobachtung zugänglichen Zeit. Übrigens werden wir auf die Frage in anderem Zusammenhange zurückkommen.

IV. Der sogenannte Bedeutungswandel der Substantiva.

1. Der Bedeutungswandel beruht im allgemeinen auf einem bedingten Identifikationsakt der Apperzeption. Psychologische Formulierung des Bedeutungswandels von Wundt.

Wie kommt es, daß ein Wort seine Bedeutung ändert? Wie kommt es z. B., daß das Wort *Korn* seine ursprüngliche (d. h. älteste bekannte) Bedeutung Samenkorn bzw. -kern' so ändern konnte, daß wir nunmehr von *Kornfeldern,* vom *Mehl aus gutem Korn,* von einer *Kornblume* und dgl. reden? Oder, um einen scheinbar einfachsten Fall zu nehmen, wie kommen wir dazu, von *Füßen* und *Beinen* eines *Tisches, Stuhles, Bettes* und dgl. zu reden? Selbstverständlich ist die gewöhnliche Ausdrucksweise, daß 'das Wort seine Bedeutung geändert hat', als ungenau und leicht falsche Vorstellungen weckend zu vermeiden, und zwar zugunsten des Ausdrucks, daß 'die Bedeutung eines Wortes sich geändert hat'. Nun ist es von vornherein klar, daß solche Bedeutungsänderung nichts anderes besagen kann, als daß die mit dem Lautbilde (Worte) fest assoziierte Vorstellung sich geändert hat, und die Frage lautet demnach:

wie und warum und inwiefern ändern sich Vorstellungen, ohne daß zugleich neue Wörter gebildet werden?

Es ist zunächst klar, daß diese Änderungen im allgemeinen auf einem psychischen Akt der Identifikation beruhen. Wir nennen[1] den betreffenden Bestandteil eines Hausgerätes *Bein* oder *Fuß*, weil wir denselben offenbar als im großen und ganzen identisch mit den Füßen und Beinen lebender Wesen betrachten; ebenso nannte man das Getreide überhaupt oder nur dasjenige, aus dem das landesübliche Brot gebacken wird (also meistens Roggen), *Korn* (= Körner), weil man offenbar die beiden Vorstellungen im wesentlichen identifizierte u. s. w. Da aber diese 'neuen' Vorstellungen sich doch mehr oder minder von den betreffenden 'alten' Wortvorstellungen unterscheiden, so erfolgt eine Veränderung der alten Vorstellung des Wortes, d. h. Veränderung seiner Bedeutung, die sich natürlich im einzelnen sehr verschieden gestalten kann.

Diese hier ganz im allgemeinen beschriebene Tatsache wurde nun von Wundt psychologisch folgendermaßen formuliert.[2] Vor allem will ich anführen, was er bei Betrachtung der Benennungen (II, 471) über deren weitere Schicksale im allgemeinen ausführt. Ist eine Benennung (eines Gegenstandes) einmal vorhanden, so erweist sich nun der Name (Wort) als der konstanteste Bestandteil der ganzen Komplikation, der bei jeder wiederholten Benennung der Vorstellung vorzugsweise apperzipiert wird, während das dominierende Element andern Bestandteilen weichen kann und in der Regel auch weicht. Als Resultat bleibt nur die feste Assoziation des Lautbildes mit der ganzen Vorstellung, und durch diesen Übergang des dominierenden Elementes in die Gesamtmasse der Elemente wird zugleich der Weg für einen fast unbeschränkten Bedeutungswandel frei. Denn solange das dominierende Element wirklich dominiert, ist ein

[1] D. h. „wir" natürlich schon nach fester Tradition; eigentlich bezieht sich das auf jene Menschen, welche zuerst Tische und Stühle mit Beinen vor sich hatten. Aber das ist gleichgültig; denn diese Vorgänge wiederholen sich immer wieder von neuem.

[2] II, 489 ff.

Bedeutungswandel nur innerhalb der Grenzen möglich, in denen die Verbindung *(A. X)* eine Determination durch δ zuläßt. In dem Augenblick, wo das Lautbild *n* ganz an die Stelle von δ getreten ist, kann dagegen das Wort sich mit jedem beliebigen Vorstellungsganzen assoziieren, falls nur die psychologischen Bedingungen, die in dem unablässigen Fließen der Elemente des Komplexes *(A. X)* gegeben sind, günstig sind.

Und nun gehe ich zur Wiedergabe der Wundtschen Darstellung des Bedeutungswandels über, wie sie in dem betreffenden Abschnitt entwickelt ist.

Jede neu apperzipierte Vorstellung eines Gegenstandes ist zusammengesetzt aus direkten und reproduktiven Elementen, die auf das innigste miteinander verschmelzen, d. h. sie wird auf eine frühere oder auf eine Reihe von früheren Vorstellungen unter Begleitung des sogenannten Bekanntheitsgefühls[1] bezogen. Aus der Mischung neuer und reproduktiver Elemente von übereinstimmender und verschiedener Qualität assoziieren sich die übereinstimmenden mit der Wortvorstellung. Indem aber der gesamte übrige Inhalt auf diesen einen Bestandteil bezogen und daher als das aufgefaßt wird, was das konstant bleibende Wort bedeutet, verändert sich sein Bedeutungsinhalt. Treten nun neben den übereinstimmenden auch die abweichenden Elemente der neu apperzipierten Vorstellung deutlich genug hervor, so wird eben diese Veränderung zum eigentlichen Bedeutungswandel.

Dabei sind im allgemeinen zwei Hauptfälle möglich: entweder verändert sich der übrige Inhalt der Vorstellung, das dominierende Merkmal aber bleibt konstant, oder umgekehrt.[2] Zu beachten ist noch, daß das dominierende Merkmal, von dem hier die Rede ist, gar nicht dasselbe zu sein braucht, nach welchem die frühere (alte) Wortvorstellung benannt wurde: es kann an seine Stelle irgendein anderer Bestandteil getreten

[1] Bei der Apperzeption eines Gegenstandes werden nämlich stets Elemente reproduziert, die aus früher erlebten Wahrnehmungen als Anlagen in uns bereit liegen und zwischen denen und dem neu apperzipierten Eindruck eine wechselseitige Assimilation stattfindet.

[2] Vgl. unten IV, 4. 5.

sein; aber immer ist ein Bestandteil da, an den das Wort fester als an die übrigen gebunden ist, d. h. eben das jeweilige dominierende Element.

Der erste Hauptfall ist der einfachste: hier sind eben die psychologischen Bedingungen die einfachsten. Denn da das herrschende Merkmal der neuen und der alten Vorstellung als das gleiche apperzipiert wurde, so wurden auch die ganzen Vorstellungskomplexe im wesentlichen als identisch aufgefaßt und demgemäß die neue Vorstellung mit dem Lautbild der alten benannt. So reden wir z. B. vom *Fuß* eines Berges oder Turmes, von den *Armen* eines Flusses, vom *Hals* einer Flasche, von den *Füßen* und *Beinen* des Tisches und dgl., oder in Zusammensetzungen von einem *Mohnkopf, Krautkopf* und dgl., von der *Mündung* einer Kanone, eines Flusses, von einer *Ader* im Gestein u. s. w.

Auf den zweiten Fall gehe ich jetzt nicht ein, s. unten IV, 2.

2. Notwendige Ergänzung der psychologischen Theorie Wundts. Das Gesetz der Zweigliedrigkeit.

Mit der obigen Wundt'schen Auseinandersetzung der psychischen Vorgänge, die dem Bedeutungswandel zugrunde liegen, können wir uns nicht begnügen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Sprache nicht nur diese relative Identifizierung ausgedrückt ist, sondern auch noch eben ihre Relativität. Wir reden ja doch nicht schlechtweg von *Beinen* und *Füßen*, sondern eben von *Beinen* und *Füßen* eines Tisches, eines Stuhls u. s. w. Es ist also vor allem nicht richtig, kurzweg von dem Bedeutungswandel des Wortes *Fuß* u. s. w. zu reden; denn die Bedeutung änderte sich eben nicht innerhalb dieses Wortes allein, sondern nur in der Verbindung mit der (Gesamt)vorstellung *Tisch* u. s. w. Das heißt also: wir vollführen nur einen bedingten Identifikationsakt, indem die Identifikation der beiden Vorstellungen, die sich in der Anwendung des Wortes *Fuß* kundgibt, durch das Apperzipieren der nicht übereinstimmenden Elemente der neuen Vorstellung bedingt wird, was sich auch in der Sprache durch das zugehörige Wort *Tisch* offenbart.

Also kurz: neben der Identifikation vollführen wir zugleich und untrennbar davon eine Unterscheidung.

Hierbei ist zu beachten, daß diese Unterscheidung, also in unserem Fall die Apperzeption der Vorstellung *Tisch*, immer stattfindet, aber sprachlich eventuell nicht ausgedrückt wird, wenn sie durch die ganze Situation, d. h. durch den augenblicklichen Inhalt des Bewußtseins gegeben ist. Habe ich ein *Tischbein* zerbrochen, und will ich das jemand mitteilen, der davon nichts weiß, so muß ich sagen: „Du, ich habe das Tischbein[1] zerbrochen"; ist aber jemand dabei, oder kommt er und sieht das beschädigte Gerät, so genügt es zu sagen: „Ich habe das Bein zerbrochen". Schon aus diesen Beispielen erhellt übrigens, daß in den Sprachen, welche den bestimmten Artikel entwickelt haben, eigentlich auch die sprachliche Apperzeption als ursprünglicher Ausdruck einer Anschauungssituation immer da ist.

Diese Tatsachen sind nun offenbar so zu formulieren: In der Anwendung des Wortes *Fuß* finden ihren Ausdruck diejenigen direkten Elemente (der neuen Vorstellung), welche mit einem Teil der reproduktiven Bestandteile (der früheren Vorstellungen, auf welche die neue bezogen wurde) als identisch apperzipiert worden sind; dagegen diejenigen direkten Elemente, die sich unter den reproduktiven nicht vorfinden, bzw. als von ihnen verschieden aufgefaßt wurden, finden ihren sprachlichen Ausdruck in dem Worte *Tisch* oder seinem sprachlichen Äquivalente, dem bestimmten Artikel; in den Sprachen, welche denselben nicht kennen, bekommen diese Elemente bei unmittelbarer Anschauung, bzw. Hinweisung eventuell überhaupt kein Lautbild.

Also kommen wir wieder zum zweifellosen Schluß:

Jede neu apperzipierte Vorstellung wird eben dadurch, daß sie auf eine frühere oder eine Reihe früherer bezogen

[1] Wenn es sich nur um einen bestimmten Tisch handeln kann, z. B. den einzigen in einer Studentenstube; wo nicht, dann findet natürlich eine apperzeptive Gliederung der Vorstellung *Tisch* statt (des großen, des runden u. s. w.).

wird, gegliedert, und zwar ist es Zweigliedrigkeit, die wir auch von diesem Gesichtspunkt aus konstatieren. Das eine Glied nennen wir das identifizierende, das andere das unterscheidende.

Nun fragt es sich, welches Glied bei diesen Vorgängen dominiert, d. h. zuerst in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit tritt. Selbstverständlich das identifizierende; denn sonst könnte ja eine solche beziehende Apperzeption gar nicht stattfinden, und deswegen steht eben das Glied an erster Stelle und ist unerläßlich. Man sieht wohl schon jetzt deutlich, wie die Erscheinungen mit den oben besprochenen zusammenhängen; vorläufig muß ich aber noch andere Fragen erledigen.

Anmerkung. Daß der Identifikationsakt, von dem oben die Rede, nur bedingt, nicht vollständig ist, das weiß Wundt natürlich sehr gut.

Und zweitens bezeichnet Wundt in einem anderen Zusammenhange (II, 575f.) als Vorbedingung jedes Bedeutungswandels die Zerlegung (Gliederung) einer Gesamtvorstellung. Er sagt da nämlich: „Diesem Zusammenhang entsprechend, erweist sich nun bei jedem Bedeutungswandel die Apperzeption einer Gesamtvorstellung als die Vorbedingung, auf Grund deren erst bestimmte Assoziationen die Veränderungen und Übertragungen der Begriffe hervorbringen können. So bildet z. B. bei der Übertragung des Wortes *Fuß* vom Fuß eines Tieres auf den eines Tisches den Ausgangspunkt offenbar nicht der Fuß selbst, sondern das Ganze, in das sich diese Partialvorstellung eingliedert: das Tier auf der einen, der Tisch auf der andern Seite. Die Voraussetzung zu dem Übergang von $n\,\delta\,A$ in $n\,\delta\,A_1$[1] ist also die Existenz zweier Gesamtvorstellungen $G_1\,(\delta\;\widehat{A\,B})$ und $G_2(\delta\,\widehat{A_1\,C})$, aus denen die Begriffe δA und δA_1 durch Zerlegung entstehen. Diese Zerlegung ist freilich nicht, wie bei den logischen Denkprozessen, eine Urteilsgliederung, sondern sie erfolgt in der Form des anschaulichen Denkens, der sogenannten Phantasietätigkeit. In der Natur des Prozesses begründet das aber nur den Unterschied, daß die Teile zunächst nicht logische Begriffe, sondern Partialvorstellungen sind, die dann nachträglich jederzeit in Begriffe übergehen können."

[1] Abgekürzte Formeln statt $n\,\delta\,(A.\,X)$ u. s. w., s. oben S. 4; nur zu beachten, daß n nur das jeweilig dominierende Merkmal repräsentiert, nicht notwendig das Benennungsmerkmal.

Drittens ist zu beachten, was Wundt II, 496ff., mit Rücksicht auf seinen zweiten Hauptfall des assimilativen Bedeutungswandels (mit wechselnder dominierender Vorstellung, und zwar durch Assoziationseinflüsse) ausführt, daß nämlich streng genommen jedes Wort im einzelnen Fall eine bestimmte Färbung annimmt, die ihm durch seine Umgebung angewiesen wird. Solche momentane Assoziationen geben Anlaß zur Bildung von Begriffsverzweigungen, indem die Richtung eines jeden Begriffszweiges durch einen Nachbarbegriff bestimmt wird, der die assoziative Beziehung vermittelt. So nimmt z. B. der Begriff *Land* in den Verbindungen *Land und Meer, Land und Wasser, Land und Stadt, Land und Volk* jedesmal eine andere Färbung an, die durch die Beziehung zu dem gegenüberstehenden Begriff bestimmt ist. „Zugleich zeigen uns aber diese Erscheinungen den Bedeutungswandel [scil. den mit Wechsel der dominierenden Merkmale durch Assoziationseinflüsse] gewissermaßen in seinem Entstehungsmoment. Denn indem hier die Assoziationswirkungen von Fall zu Fall wechseln, ist die Bedeutungsänderung noch eine labile" u. s. w.

Und nun? Nun verlegt sich Wundt selbst in allen drei Fällen direkt oder indirekt den Weg zu richtiger und klarer Auffassung der Tatsachen.

Was nämlich die nicht vollständige Identifikation betrifft, so wird diese Tatsache von Wundt gering geschätzt, indem er sagt (II, 492), wir hätten gar keinen Grund, anzunehmen, daß in Fällen der Benennung der betreffenden Objekte als *Füße* und *Beine* u. s. w. (s. die obigen Beispiele) irgendein Akt der Vergleichung übereinstimmender und widerstreitender Merkmale im Spiele sei, wie die willkürliche Übertragung ihn voraussetzen würde.[1] „Für das Bewußtsein desjenigen, der zum erstenmal einem toten äußeren Objekte Beine und Füße zusprach, waren diese Teile wirkliche Beine und Füße, natürlich verschieden[2] von denen des Menschen und der Tiere, aber im wesentlichen doch nicht verschiedener, als es die

[1] Wundt sagt das also gegen die Anschauung, als hätten wir es hier mit einer „Metapher" zu tun, insofern man darunter einen willkürlichen Akt versteht. Das ist natürlich richtig, und die Ausführungen Wundts über die Metapher sind sehr schön. Da man aber nur in recht seltenen Fällen von „willkürlichen, reflektierten" Metaphern überhaupt reden kann, so hat dieser Einwand im allgemeinen keine Bedeutung.

[2] Von mir gesperrt.

gleichen Teile bei verschiedenen lebenden Geschöpfen auch sind: das herrschende Merkmal wurde von ihm als das gleiche apperzipiert" (II, 493). Und damit wird die Sache abgetan. Natürlich findet ein willkürlicher, logischer Akt der Vergleichung nicht statt, aber nichtsdestoweniger liegt der Erscheinung ein Vorgang zugrunde, der sich eben zu einem solchen entwickeln kann, wie ja alle logischen Denkprozesse auf psychischen Vorgängen beruhen. Und daß doch auch die Beine und Füße verschiedener lebender Wesen nicht ganz gleich sind, ist natürlich richtig; aber diese Verschiedenheit wird doch auch apperzipiert; denn in jedem einzelnen Fall wird direkt ausgesprochen oder ist in der Situation vorhanden, welches lebenden Geschöpfes Füße und Beine gemeint sind.

Was zweitens die Anerkennung betrifft, daß die Vorbedingung jedes Bedeutungswandels die zerlegende Apperzeption einer Gesamtvorstellung ist, so sieht man, daß Wundt dabei an einen unvollkommenen, anschaulichen Satz, nicht an eine Einzelvorstellung denkt, da er eben nur in dem Satz Gliederung annimmt. Vgl. unten VI. Und so geht er auch hier an den Tatsachen gleichgültig vorüber.

Und endlich drittens mit Rücksicht auf seine Ausführungen über den assimilativen Bedeutungswandel mit Wechsel der dominierenden Merkmale durch Assoziationseinflüsse ist es sehr bezeichnend, daß Wundt die betreffenden Begriffsverzweigungen in nuce nur hier beobachtet; daß er verschiedene Klassen des Bedeutungswandels ansetzt, wo grundsätzlich dieselben Erscheinungen zugrunde liegen. Er sieht nicht, daß überall ein Begriff durch einen „Nachbarbegriff" bestimmt wird, kurz, daß jeder irgendwie neue Begriff nur durch Gliederung entstehen kann.

Wir sehen, daß bei der Auffassung des Bedeutungswandels sich derselbe grundsätzliche Fehler wiederholt, dem wir bei der Benennung begegnet sind, und offenbar steht das in innigem, vielleicht auch irgendwie in kausalem Zusammenhang. Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß in der Nichtbeachtung der ständigen Zweigliedrigkeit bei den Erscheinungen des sogenannten Bedeutungswandels derselbe Grundfehler steckt, der eigentlich für das ganze Buch — unter anderem ganz besonders für die Auffassung der Komposita, worüber noch unten gehandelt wird — verhängnisvoll geworden ist.

3. Verschiedene Phasen der Zergliederung, bzw. der Zweigliedrigkeit von der absoluten Identifikation an bis zur absoluten Unterscheidung.

Rede ich einerseits von *Füßen* und *Beinen* eines *Tisches* und andrerseits vom *Fuß* eines *Berges,* so ist es klar, daß die Unterschiede zwischen den bedingt identifizierten Vorstellungen, der neuen mit der früheren, im zweiten Fall viel größer sind als in dem ersten. Diese Beobachtung, die sich natürlich auf alle Fälle des Bedeutungswandels bezieht, da dieselben eben in dieser Beziehung verschiedenste Abstufungen zeigen, führt von selbst zu der Frage nach dem Ausgangspunkt des ganzen sogenannten Bedeutungswandels. Um denselben klarzulegen, müssen wir zusehen, wann eine wirkliche, vollständige, absolute Identifikation stattfindet, d. h. wann eine neu apperzipierte Vorstellung als absolut identisch mit einer früheren (d. h. natürlich mit einer Reihe von früheren) aufgefaßt wird. Die Frage ist scheinbar sehr leicht zu beantworten, und doch ist dem nicht so. Man muß sich eben vergegenwärtigen, das eine absolut identifizierende Apperzeption irgend einer Vorstellung im strengsten Sinne des Wortes kaum möglich ist; denn wenn auch der Gegenstand derselbe bleibt, so verändert sich doch fortwährend der subjektive Zustand des Bewußtseins. Aber von minimalen Unterschieden können wir absehen und sagen, daß eine absolut identifizierende Apperzeption nur von einem in seiner Art einzigen Gegenstand, z. B. *Sonne,* vollzogen werden kann. Selbstverständlich muß sie es nicht sein; denn einmal dominiert bei der Apperzeption ihr Licht, ein andermal die Wärme oder helles, freudiges Licht oder blendendes Licht, Hitze und dgl. Aber daneben, und zwar oft genug, wird der Gegenstand ohne besonders dominierende Elemente, d. h. eben mit dem Lautbild als dominierendem Merkmal apperzipiert, oder es wiederholt sich dasselbe dominierende Merkmal bei der Apperzeption (z. B. Sonne als Zeitmesser), und da der Begriff des Gegenstandes, der aus allen früheren Vorstellungselementen, die von ihm in die Seele gelangt sind, resultiert, fest ist, so können wir im allgemeinen in diesen Fällen von einer einfachen

Identifikation reden. Naturgemäß findet diese Identifikation immer innerhalb einer irgendwie gearteten Gliederung des Gegenstandes statt; denn wir apperzipieren nie die Vorstellung 'Sonne' für sich, wie überhaupt keine Vorstellung.

Von diesem Grenzfall der absoluten Identifizierung abgesehen, gibt es im allgemeinen zwei Fälle, in denen man eine mehr relative Identifikation vollzieht.

Der erste gewöhnliche Fall einer Apperzeption „desselben" Gegenstandes ist der, daß man eine Gegenstandsvorstellung auf den betreffenden, an dem Worte haftenden Gattungsbegriff bezieht und mit diesem Worte benennt. Das ist aber zugleich der Vorgang, durch den Gattungsbegriffe überhaupt entstehen, indem durch jede einzelne neue Identifizierung die unterscheidenden und momentan gleichgültigen Elemente aus der früheren Vorstellung ausscheiden. Sieht jemand z. B. auf der Straße ein liegendes Pferd und erklärt jemandem, der das wegen Menschenmenge nicht sehen kann: „Ein Pferd ist gestürzt", so vollzieht er scheinbar eine vollkommen identifizierende Apperzeption. Aber nur scheinbar; denn es findet erstens eine Grundgliederung der ganzen Vorstellung statt, was in dem zweigliedrigen Satz *ein⌒Pferd — ist⌒gestürzt* seinen Ausdruck findet. Und nur weil diese Gliederung selten und zufällig ist, d. h. weil die beiden Glieder sich selten zusammenfinden und sonst miteinander nichts zu tun haben, kann das die Vorstellung *Pferd* weiter gar nicht verändern (nur in diesem einzelnen Fall). Es gibt auch keinen irgendwie selbständigen Begriff 'gestürztes Pferd'. Und sehen wir zweitens zu, ob nicht wieder die Teilvorstellung 'Pferd' gegliedert ist, so ergibt sich aus dem Ausdruck *ein Pferd*, daß allerdings etwas wie Gliederung vorliegt. Was liegt in dem Worte *ein*, dem sogenannten unbestimmten Artikel, und wie verhält es sich damit in Sprachen, die einen „Artikel" nicht kennen? Im Polnischen z. B. würde der Satz lauten: *koń upadł* oder *jakiś koń upadł* d. h. 'Pferd ist gefallen', bzw. 'irgendein Pferd ist gefallen.' Die Sache ist ganz klar. Man vollzieht im allgemeinen eine identifizierende Apperzeption der Teilvorstellung und benennt diese demnach *Pferd;* aber man kann doch nicht sagen, daß alle Elemente (also hier sehen wir schon davon

ab, daß ein Element der Gesamtvorstellung, nämlich das Gestürztsein in Beziehung auf den anderen Bestandteil derselben, das Pferd, apperzipiert wurde) der apperzipierten Vorstellung dieses Pferdes mit allen Elementen der früher apperzipierten Vorstellungen der Pferde identisch seien, oder besser gesagt, daß die neu apperzipierte Vorstellung nur die Elemente des aus früher apperzipierten Vorstellungen resultierenden Gattungsbegriffes besitzt. Ganz gewiß nicht. Aber, und das ist entscheidend, im momentanen Zusammenhang des Bewußtseins ist begründet, daß die direkten, von den reproduktiven verschiedenen Elemente, d. h. eben die diese Vorstellung gegenüber dem Gattungsbegriff individualisierenden nicht in dem Blickpunkt der Aufmerksamkeit stehen, d. h. nicht apperzipiert werden. In der Perzeption sind sie natürlich da und können jederzeit sich zur Apperzeption erheben. Was bedeutet also der unbestimmte Artikel? Irgend etwas muß hinter diesem Worte apperzipiert werden; denn die ganze Sprache als solche ist Exponent der Apperzeption und nur der Apperzeption. Es dürfte klar sein, daß in dem unbestimmten Artikel eine nur allgemeine, unbestimmte Individualisierung sich ausdrückt, oder mit anderen Worten, daß in ihm nicht die dem betreffenden Gegenstand speziell eigentümlichen Merkmale in ihrem Inhalt aufgefaßt werden und daß eben deswegen nur eine negative Individualisierung, der Mangel an Beziehung zu sonstigen Bewußtseinsinhalten apperzipiert wird. Und offenbar deswegen wurde auch die dominierende Stellung des Artikels durch Unbetontheit abgeschwächt. Das Polnische (und ähnlich jede idg. Sprache, die einen unbestimmten Artikel nicht kennt) verhält sich genau so, wie in bezug auf den bestimmten. Im allgemeinen wird die unbestimmte Individualisierung überhaupt nicht apperzipiert: sie liegt in der Situation d. h. in dem ganzen Satz an der Grenze der Apperzeption, zu der sie sich sehr leicht erhebt, in welchem Fall sie durch *jakiś* und ähnliche Indefinita ausgesprochen wird.

Auf jeden Fall werden durch solche Apperzeptionen die unterscheidenden Merkmale, da ihr Inhalt momentan nicht im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht, ausgeschieden, und

auf diese Weise entsteht nach und nach ein immer allgemeinerer Gattungsbegriff.

Anmerkung. Sowohl der unbestimmte als bestimmte (siehe noch unten) Artikel drücken eine individualisierende Apperzeption aus und in beiden Fällen kommt es auf den Inhalt der unterscheidenden Merkmale nicht an. Aber im ersten Fall wird der Gegenstand auch nicht auf andere Vorstellungen bezogen und nur als Einheit hingestellt, dagegen im zweiten wird derselbe in ein bestimmtes Verhältnis zu anderen Vorstellungen gebracht.

Wir sehen also deutlich, daß in dem besprochenen Fall eine mehr relative Identifikation stattfindet. Immerhin können wir eine unendlich oft stattfindende Identifikation mit nur unbestimmter Unterscheidung oder mit anderen Worten eine unbestimmt individualisierende Gattungsapperzeption konstatieren.

Der zweite Fall einer relativen Identifikation tritt dann ein, wenn ich eine Vorstellung als bestimmt individuellen Gattungsbegriff apperzipiere. Das ist scheinbar ein Widerspruch; derselbe liegt aber eventuell nur in dem benutzten Terminus und nicht in seinem Sinn. Wenn ich z. B. sage: „Mein Hut ist schon alt", was auch durch: „Der Hut ist schon alt" ausgedrückt werden kann, so vollziehe ich zweifellos eine deutlich gegliederte Apperzeption der Teilvorstellung (der „Teilvorstellung" mit Rücksicht auf die Hauptgliederung, von der ich weiter nicht rede; vgl. oben S. 32), aber wie ist die eigentlich beschaffen? Die Identifikation spricht sich in dem Wort *Hut* aus, das ist klar. Und die Unterscheidung? Wird dieselbe aus einem der Vorstellung anhaftenden Merkmal gewonnen? Ja; denn sie ergibt sich aus der Beziehung der Vorstellung zu einer anderen Vorstellung („ich"), und das ist eben ihr momentan als unterscheidend, bzw. dominierend apperzipiertes Merkmal, gerade wie z. B. *Fuß eines Tisches* oder, *der schwarze Hut* u. dgl.

Wir kommen also hier zu der wichtigen Erkenntnis, daß die Vorstellung des Hutes an und für sich als Gattungsbegriff aufgefaßt wurde,[1] indem neben den identischen die ihr irgendwie

[1] Eigentlich müßte man sagen, daß die Vorstellung im allgemeinen identifiziert wurde, und daß auf diese Weise eben Gattungsbegriffe mit jeder ähnlichen Apperzeption immer fester werden.

anhaftenden spezifischen Merkmale nicht apperzipiert werden (sie sind in der Perzeption vorhanden), und daß trotzdem die Vorstellung deutlich unterschieden wurde, da sie ganz individuell bestimmt erscheint. Das ist also der zweite Fall der mehr relativen Identifikation: eine bestimmt individualisierende Gattungsapperzeption.

Anmerkung 1. Nur ein Spezialfall dieses zweiten Falls ist es, wenn ein Wort in einem größeren oder kleineren Kreise (Familie, irgendeine größere Gruppe: Militär, Geistlichen, Studenten u. s. w., Volk) regelmäßig individuell gebraucht wird. Z. B. *Papa* oder *der Vater* in einer Familie, *der Kaiser*, *die Stadt* u. s. w. Darauf beruht die große Masse der Eigennamen.

Anmerkung 2. Zu beachten ist, wie nach und nach psychische Vorgänge immer mehr „logisch" werden. Rein äußerlich betrachtet, ist ja kein Unterschied zwischen dem „Fuß eines Tisches" und „meinem Hut": in beiden Fällen besteht das dominierende unterscheidende Merkmal in der Zugehörigkeit der Vorstellung zu einer anderen. Und doch kann im ersten Fall aus der Gliederung ein mehr oder weniger einheitlicher und selbständiger Begriff (Tischbein) entstehen; im zweiten dagegen bleibt die Gliederung in derselben Phase. Das ist ein Unterschied, begründet in einer fortgeschritteneren Entwicklungsphase des Bewußtseins, daß nach und nach Beziehungs- und Wesensmerkmale immer schärfer unterschieden werden.

Wir haben also konstatiert einen recht dürftigen Grenzfall der absolut identifizierenden Apperzeption und zwei große, d. h. sehr oft eintretende Fälle der mehr relativen Identifikation a) der unbestimmt, relativ individualisierenden und b) der bestimmt, absolut individualisierenden. In dem Grenzfall wird überhaupt keine Unterscheidung apperzipiert d. h. es findet nur eine Satzgliederung statt, die sich übrigens fortwährend wiederholt (z. B. *die Sonne geht schon unter*), nicht aber eine weitere Gliederung der Vorstellung für sich. In den beiden anderen Fällen ist die Unterscheidung vorhanden, aber nur eine beziehungsweise, und zwar im ersten Fall eigentlich eine negative, im zweiten eine positive; aber in beiden Fällen werden keine den Vorstellungen an und für sich zukommenden Merkmale apperzipiert, sondern die Gegenstände werden nur durch Beziehung individualisiert.

Natürlich ist der zweite Fall schon dicht an der Grenze einer gewöhnlichen Unterscheidung, 1) weil die reale Unterscheidung die Grundlage der deutlich apperzipierten, beziehenden bildet, wie denn 2) ein solcher Fall bei gewissen Bedingungen zu einer eingliedrigen Benennung eines einzigen Gegenstandes werden kann (Eigennamen); 3) weil unendlich oft eine reale Unterscheidung ebenfalls in der Hervorhebung einer Beziehung besteht, wie z. B. *Droschkenpferd, Tischbein* u. s. w. Es sind nur eben in einer unendlichen Abstufung Unterschiede in dem Grade vorhanden, in welchem zwei aufeinander bezogene Vorstellungen eine Einheit und ein Ganzes bilden. Die Pronomina demonstrativa und possessiva (bzw. Genetive der Personalia) drücken eine Beziehung aus, die im großen und ganzen bei jedem Gegenstande stattfinden kann; d. h. sie sind allgemeine Symbole einer jeweilig eintretenden konkreten Raumbeziehung und einer jeweilig eintretenden konkreten Beziehung auf Personen der Unterredung oder überhaupt auf jeden Gegenstand. Daß diese Symbole sich gebildet haben eben als Ausdrücke einer Beziehung, erklärt sich nicht nur daraus, daß im allgemeinen jeder Gegenstand in eine solche Beziehung treten kann, sondern auch daraus, daß die Beziehung eine allgemeinere ist.

Sehen wir von diesen Fällen ab, so ist hervorzuheben, daß auch ein in seiner Art einziger Gegenstand oder auch ein und derselbe Gegenstand, der also individuell apperzipiert wird, ein fließendes Gebilde ist. Und deswegen kann auch schon in diesen Fällen ein „neues" Merkmal als momentan dominierendes, bzw. unterscheidendes in den Blickpunkt des Bewußtseins treten, z. B. kann „mein Hut" *bestaubt* oder *schmutzig,* irgendwie *abgetragen* oder *beschädigt* u. s. w. sein; vgl. auch oben die Bemerkungen über die *Sonne;* ganz abgesehen davon, daß der Gegenstand verschiedene Gefühle anregen kann, die eventuell apperzipiert werden, z. B. *mein lieber alter Hut.* Nun ist es interessant zu beachten, daß solche objektive, neu apperzipierte Merkmale fast immer Grundlagen einer Satzgliederung bilden (z. B. *die Sonne ist heute ganz rot; die Sonne glüht heute förmlich; gestern war sie unsichtbar; wer hat mir den Hut beschmutzt?*) und sehr selten einer irgendwie selbständigen, gegliederten Ein-

heitsvorstellung; man sagt z. B. noch oft *ich habe gern meinen alten Hut, die rote Sonne bedeutet Wind;* aber „der bestaubte Hut" (u. dgl.) wird nur ausnahmsweise apperzipiert. Das ist aber verständlich; nur ausnahmsweise kann es im Zusammenhang des Bewußtseins begründet liegen, solche Begriffe zu bilden, und wie wir einerseits allmählich, ohne scharfe Grenzen durch diese Beobachtungen zu dem sogenannten Bedeutungswandel hinübergeleitet werden, so konstatieren wir andrerseits abermals, wie die sprachliche Apperzeption immer „logischer" wird.

Der Bedeutungswandel, wie wir ihn in Fällen, wie *Füße* und *Beine* eines Tisches, beobachtet haben, schließt sich direkt an die mehr relative Identifikation an, und andrerseits führt er direkt hinüber zu Benennung neuer Begriffe, d. h. zur Begriffsdifferenzierung, und zwar in der Form einer Wortgruppe, bzw. eines Kompositums. Denn wir reden ja eventuell auch von einem *Tischbein, Flußarm,* und diese Begriffe können dauernde Selbständigkeit erlangen, so wie andere dieselbe schon oder fast sofort erlangt haben. Auf die Frage werden wir noch zurückkehren müssen, und jetzt wollen wir den anderen Grenzfall der Apperzeption betrachten.

Dieser Grenzfall ist natürlich, theoretisch genommen, der Fall absoluter Unterscheidung, wo also die Identifikation als Null sich erweist. Aber ebenso wie der Grenzfall absoluter Identifikation kommt absolute Unterscheidung kaum vor. Für einen Kulturmenschen ist es schier unmöglich, einen Gegenstand zu apperzipieren, der vollständig „neu" wäre, d. h. dessen alle direkten Bestandteile von den bisher von der Gesamtheit der objektiven Welt aufgenommenen verschieden sein sollten. Das würde ja auch keine gegliederte Apperzeption, sondern zunächst ein höchst unangenehmes Gefühl auslösen, und müßte natürlich das Ding mit einem ganz neuen Lautkomplexe, bzw. einer Interjektion benannt werden. Das heißt, jetzt würde sicher auch schon eine Gliederung stattfinden, aber als Identifikation würde sich ein allgemeiner Klassenbegriff „Ding" ergeben, und als unterscheidendes, dominierendes Merkmal würde der Gefühlslaut auftreten. Wir werden übrigens auf die Frage noch in einem anderen Zusammenhang zu sprechen kommen.

Dagegen kann man von einer relativen vollständigen Unterscheidung in allen den Fällen reden, wo mit Bekanntwerden eines neuen Gegenstandes, d. h. „neuen" in bezug auf die Art, wie und welche Teilvorstellungen ein Ganzes bilden und in welche Beziehungen der Gegenstand zu dem Menschen oder sonst einem Teil des Bewußtseinsinhaltes tritt, auch Herübernahme des fremden Namens stattfindet. Aber das ist eigentlich nur der Fall der Hemmung der sprachlichen Apperzeption durch äußere Einflüsse.

In dem Rahmen der beiden, eigentlich nur theoretisch angesetzten Grenzfälle der absoluten Identifizierung und der absoluten Unterscheidung finden Platz alle Benennungen und zugleich Wortbildungen und, wie wir gleich sehen werden, auch der ganze Bedeutungswandel im engeren Sinn.

4. Regelmäßige Fälle des scheinbar eingliedrigen Bedeutungswandels.

Diese Fälle bilden die Hauptmasse aller Bedeutungsänderungen im engeren Sinn und wurden auch seit jeher vor allem unter dem Bedeutungswandel verstanden. Schon deswegen, aber hauptsächlich, weil sie scheinbar als ganz besonders geartet (im Vergleich zu dem Fall *Fuß eines Tisches*) auftreten, verdienen sie eine nähere Betrachtung.

Als typisches Beispiel nehme ich das auch von Wundt (II, 499 ff.) behandelte Wort *Korn*, dessen Bedeutungsvorgänge Paul (in deutschem Wörterbuch) so darstellt: *Korn* bezeichnet ursprünglich ein 'Samenkorn' (vgl. *Mohnkorn, Senfkorn* u. s. w.), insbesondere Samenkorn der verschiedenen Getreidearten. Daher der Pl. *Körner* = 'Getreide', in allgemeinerem Gebrauche aber ist statt dessen der Sg. als Stoffbezeichnung: *ein Scheffel Korn*. Man bezeichnet auch das unausgedroschene Getreide als *Korn* und begreift die Halme mit ein, auch das noch auf dem Felde stehende Getreide; vgl. *die Flinte ins Korn werfen*. Während einerseits *Korn* die verschiedenen Getreidesorten in sich vereinigt, wird es andrerseits speziell auch von derjenigen gebraucht, aus der das landesübliche Brot gebacken wird, in den meisten

Gegenden für den Roggen. Auch der aus Getreide bereitete Branntwein heißt einfach *Korn*. Nach anderer Seite hin hat sich die Verwendung des Wortes ausgedehnt, indem es für die kleinsten fest zusammenhängenden Stücke anorganischer Massen gebraucht wird: *Sandkorn, Goldkorn, Schrotkorn, Hagelkorn;* dann auch für die Bestandteile eines größeren mineralischen Gefüges: *je feiner das Korn ist, desto vollkommener ist der Marmor;* daher *Korn* früher Bezeichnung für den Feingehalt von Münzen (vgl. *Schrot und Korn*). Das *Korn* am Gewehrlaufe ist nach der ursprünglichen Gestalt benannt.

Zunächst scheiden wir die Fälle a) *Weizen-, Gersten-, Hirse-, Pfefferkorn* u. s. w., b) *Sand-, Goldkorn* u. s. w. aus: es sind gewöhnliche zweigliedrige Bedeutungsänderungen, bzw. Benennungen neuer Begriffe. Dabei ist die Identifizierung in dem Fall a) umfaßender als in dem Fall b), und eben deswegen sind die Wörter dieses zweiten Falls selbständigere Begriffe, was sich sprachlich vor allem darin äußert, daß sie feste, nicht fakultative Komposita sind. In dem ersten Fall aber werden die Komposita regelmäßig nur bei mangelnder Anschauung gebraucht.[1] Daran schließt sich das *Korn* am Gewehrlaufe, indem das unterscheidende Glied als im Bewußtseinszusammenhange des Soldaten immer vorhanden, sehr bald mit dem identifizierenden ein einheitliches Ganzes bildete, d. h. sehr bald war diese Gliederung überhaupt nicht apperzipiert. Kurz, es war eben „das" Korn. Diese drei Fälle sind unmittelbar identisch mit früher besprochenen. Ebenso verhält es sich im allgemeinen mit der Verwendung des Wortes für den Feingehalt der Münzen (urspr. *Korn,* d. h. Gran *Goldes* u. s. w.), und gehe ich darauf nicht weiter ein.

Was den kollektivischen Gebrauch des Singulars *Korn* als Massen- oder Stoffbezeichnung ('Körner') betrifft, so ist das eine bekannte und weit verbreitete Erscheinung, die auf besonderen gegebenen Apperzeptionsbedingungen, nicht aber auf irgendwie

[1] Aber natürlich immer *Gerstenkorn* als krankhafter Auswuchs, das seinerseits des unterscheidenden Gliedes *(am Auge)* noch nicht dauernd entbehren kann.

anders gearteten allgemeinen apperzeptiven Vorgängen beruht. Ich kann hier darauf nicht eingehen, da ich in dieser Schrift einzelne semantische Kategorien überhaupt nicht behandle.

Und nun gehen wir über zu der scheinbar anders gearteten Bedeutungsentwicklung des Wortes. Vor allem ist zu bemerken, daß dieselbe natürlich nicht etwa bei Handwerkern u. dgl., sondern bei Ackerbauern stattfand. Was nun zuerst die Verwendung des Wortes, sei es als Einzelkorn, sei es als irgendwelche Gesamtheit speziell der Getreidekörner betrifft, so ist es klar, daß wir genau denselben Fall haben wie bei Flintenkorn und ähnlichen. Für den Ackerbauer ist *Korn* eben „das" Korn. Wie verhält es sich aber damit, daß *Korn* auch das noch unausgedroschene Getreide und auch das noch auf dem Felde stehende bezeichnet? Auch hier haben wir mit denselben Vorgängen der relativen Identifikation zu tun. Der Ackerbauer apperzipiert unzähligemal einen Vorstellungskomplex, dessen direkte mit den reproduktiven identische Elemente als *Korn* (coll.) apperzipiert und benannt werden; die Vorstellung hat, bzw. hatte aber noch von den reproduktiven Elementen des Korns verschiedene direkte Elemente, die ja eben durch jene vollzogene Identifikation mehr oder weniger klar hervortreten mußten. Da jedoch dieses unterscheidende Glied im Verhältnis zu dem dominierenden identifizierten und im momentanen Zusammenhang des Bewußtseins nicht die Fähigkeit hatte in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit zu treten, so blieb es eben nur in der Perzeption, was aber zugleich in der Situation bedeutet, d. h. in der ganzen Gesamtvorstellung (Satz). Also z. B. äußerte sich der Landmann bei inniger Beobachtung seines schön heranreifenden Getreides unzähligemal, daß das Korn schön, reichlich, billig sein wird: er apperzipierte dabei von dem betreffenden Vorstellungskomplex eben *Korn* (das identifizierende Glied), andere Bestandteile erhoben sich nicht zur selbständigen sprachlichen Apperzeption; aber sie waren natürlich da. Und in dergleichen Situation und Sätzen (möge sich jedermann Beispiele machen) bildete sich eben eine Vorstellungskomplikation bestehend aus n δ *(A. X)!* Hier endlich paßt genau die Wundtsche Formel der Benennung. Sobald aber diese Wort-

vorstellung oft genug und in verschiedenen Variierungen apperzipiert und der ganze psychische Vorgang automatisch eingeübt wurde, da blieb eben das Wort als dominierender Bestandteil der ganzen Komplikation und zugleich als Exponent aller Bestandteile der Vorstellung, d. h. der Bedeutung 'Getreide'. Und eventuell können jetzt als dominierendes Merkmal gerade die ursprünglich dunkler apperzipierten Bestandteile (Halme u. s. w.) in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit treten.

Ebenso wurde unzähligemal ein Vorstellungskomplex als *Korn* ('Getreide') apperzipiert, in dem aber noch die Bestandteile 'gewöhnliches Nahrungsmittel, Brot, Mehl' oder dgl. vorhanden waren. Und nach analoger Entwicklung bildete sich die feste Bedeutung 'Brotgetreide'. Je nach Gegenden, wenn also irgendwo hauptsächlich Roggen angebaut wird, kamen auf demselben Wege noch Merkmale desselben hinzu, und *Korn* wurde Exponent der Bedeutung 'Roggen' u. dgl.

Also enstehen in diesem und unzähligen anderen analogen Fällen neue Begriffe, bzw. Begriffsdifferenzierungen ebenfalls durch Gliederung. Aber das neu hinzukommende Glied findet keinen selbständigen sprachlichen Ausdruck: immerhin ist es unzweideutig in der ganzen Gesamtvorstellung und ihrer Gliederung enthalten — dieselbe könnte ja nicht stattfinden, wenn diese Elemente irgendwie in dem Bewußtsein nicht vorhanden wären; z. B. könnte eine Gesamtvorstellung wie 'heuer wird's Brot genug geben; das Korn ist schön' gar nicht zustande kommen, wenn die Vorstellung des wachsenden Getreides überhaupt nicht in der Perzeption vorhanden wäre — wenn auch nicht im Blickpunkte des Bewußtseins. Und das Entstehen des neuen Begriffs ist darin begründet, daß das identische Glied dominierend ist. Wiederholt sich das oft genug, und werden beide Glieder als ein einheitliches Ganzes fest mit dem sprachlichen Exponenten des identischen Gliedes assoziiert, dann tritt dasselbe (natürlich nicht auf einmal und nicht erst dann) zurück, und der neue Begriff ist fertig. Das Resultat ist also ein eingliedriger Gegenstandsnamen, worin sich eben das von Anfang an tätige synthetische Einheitsgesetz offenbart. In dem Augenblick, wo der differenzierte Begriff gleichsam als eine schon fertige Errungen-

schaft in dem menschlichen Bewußtsein aufgehoben und mittels des Wortes einregistriert wurde, tritt die Gliederung vollständig zurück. Aber dieselbe kann je nach Bedingungen sofort wieder den neuen Begriff weiter zerlegen: strikte genommen, wird ja das immer getan, nur daß eben minimale unterscheidende Glieder vielleicht erst nach Jahrhunderten sich bemerkbar machen. Je „kultureller" ein Begriff ist, d. h. je wichtiger für das menschliche Leben in seinen verschiedenen Äußerungen, und je mehr er demnach nach allen Seiten Assoziationen eingehen kann, desto stärker oder öfter wird er differenziert. Natürlich nicht „derselbe" Begriff im allgemeinen unmittelbar, sondern seine Differenzierung wird eventuell wieder differenziert u. s. f.

Vergleichen wir den Fall *Korn* mit dem Fall *Bein* eines Tisches, so ist es klar, erstens daß wir im zweiten Fall überhaupt noch nicht einen ganz selbständigen, vollkommen differenzierten Begriff haben, wie das aus seiner immer andauernden Zweigliedrigkeit hervorgeht. Und zweitens ist das auch verständlich, da der betreffende Begriff höchstens in einer Tischlerwerkstätte irgendwie wichtig sein kann (dort wird er auch gewiß irgendwelche selbständigere Benennung haben), während *Korn* als für ganze umfassende Volksklassen und weiter auch für das ganze Volk sehr wichtiger Begriff solche Differenzierungen mehreremal hintereinander erfuhr. Aber andrerseits ist das sozusagen qualitative und quantitative Verhältnis des unterscheidenden Gliedes zu dem identifizierten in beiden Fällen ein anderes.

Anmerkung. Ganz abgesehen von dem grundsätzlichen Unterschiede meiner Auffassung von der Wundtschen muß ich noch mit Rücksicht auf seine Darstellung speziell dieser beiden Fälle bemerken, daß Wundt Unterschiede statuiert, die nicht vorhanden sind, und diejenigen, die wirklich vorliegen, nicht beachtet. In seinem Fall der konstant bleibenden dominierenden Vorstellung führt er ruhig als Beispiele an *Mohnkopf, Brückenkopf* u. s. w., ja sogar *Fingerhut!* Und das heißt konstant bleibendes dominierendes Merkmal! Bezieht er das aber nur auf den Entstehungsmoment, nicht auf die folgende Entwicklung, dann sieht man nicht ein, wodurch sich diese Fälle noch von *Korn* unterscheiden sollen. Und liegen dem ersten Fall etwa nicht „Assoziationen" zugrunde? Wundt würde wahrscheinlich antworten: hier sind direkte Wahrnehmungs-

einflüsse (wie er ja tatsächlich — ganz unnötigerweise — solche Klasse neben dem Fall *Korn* ansetzt). Aber das ist, bezw. wäre ganz unangebracht; denn worauf beruhen denn die „Assoziationen" in dem Fall *Korn*, wenn nicht auf Wahrnehmung objektiver Zusammenhänge? Und wie kann man überhaupt Grenzen ziehen? Was Wundt aber gar nicht beachtet, das ist eben die Tatsache, daß in dem Fall der konstant bleibenden dominierenden Vorstellung überall zwei Glieder deutlich nacheinander apperzipiert werden und daß die betreffenden Begriffe — soweit überhaupt — dadurch selbständig differenziert werden, daß das beim Entstehen dominierende, d. h. zuerst sprachlich apperzipierte Glied beim Fertigwerden des Begriffs dem andern weicht, das nun dominierend wird, natürlich um nun sofort mit dem zweiten fester zu verschmelzen. Dagegen in dem Fall *Korn* und unzähligen andern ist es anders, wie schon zur Genüge hervorgehoben wurde.

Dieser letztere Unterschied zwischen den beiden Fällen führt uns hinüber zur folgenden Betrachtung.

5. Typische Fälle der resultativen Eingliedrigkeit: Wundts Verdichtungen der Bedeutung.

Als typische Fälle solcher aus einem Bedeutungswandel resultierenden Eingliedrigkeit sind offenbar diejenigen zu betrachten, in welchen das unterscheidende Glied einen besonderen, deutlichen Ausdruck hatte, also wie wenn z. B. *Universität* aus dem ehemaligen zweigliedrigen *universitas scholarium* entstanden ist.

Wundt macht aus solchen Fällen eine besondere Kategorie des Bedeutungswandels, die er „Verdichtung der Bedeutung" nennt und in zwei Klassen einteilt. Die ganze Kategorie wird als „Assoziative Verdichtungen der Bedeutung" bezeichnet, und es werden unterschieden:

a) Begriffsverdichtungen durch syntaktische Assoziation: *Universität* aus der *universitas litterarum;* franz. *capitale* aus *ville capitale; Achsel* aus *axilla brachii; bonne* aus *bonne domestique.* Die auffallendsten Beispiele sind ihm die französischen Negationen, die aus Wörtern von positiver Bedeutung hervorgegangen sind: *pas* (aus *passus*), *point* (aus *punctum*), *rien* (aus

rem), *personne*, und zwar durch Assoziationswirkung stehender syntaktischen Verbindungen, wie *je ne vois point* (urspr. ich sehe keinen Punkt), *je ne sais rien* (urspr. ich weiß keine Sache), *il n'y a personne* (urspr. es gibt keine Person) und dgl.

b) Begriffsverdichtungen durch Verwendungsassoziationen: *Gift*, ursprünglich 'Gabe' (vgl. *Mitgift*), bekam seine jetzige Bedeutung durch die häufige Anwendung auf die aus dem Giftschrank des Apothekers dargereichten Gaben; ähnlich franz. *poison* aus *potio* [eig. *potionem*], *viande* 'Fleisch' aus *vivenda* 'Lebensmittel'.

Ich will nun einmal genauer Wundts Darstellung kritisieren, um zu zeigen, wie wenig klar im Grunde genommen seine Ausführungen sind. Dabei werde ich auch die beiden Klassen des assimilativen Bedeutungswandels mit wechselnder dominierender Vorstellung berühren.

Als eine Verdichtung der Begriffe betrachtet Wundt den Vorgang, wenn an ein Wort durch Assoziation ein ihm ursprünglich fremder Begriff sich anlehnt und dann bei regelmäßiger Wiederholung allmählich fest mit ihm assoziiert wird, so daß der hinzugetretene Begriff von dem Wort absorbiert wird und dessen einstige Bedeutung mehr oder minder erheblich verändert. Schon diese Formulierung erregt ernsteste Bedenken; was heißt das: diese Anlehnung eines dem Worte ursprünglich fremden Begriffes an dasselbe? Haben wir denn überhaupt bei Bildung eines neuen Begriffes d. h. bei Differenzierung eines vorhandenen mit etwas anderem zu tun, sofern man eben den Vorgang so beschreiben will? Was geschieht denn anderes z. B. bei Komposition? Und zweitens wird die Bedeutung des Wortes nicht erst durch Absorption des hinzugetretenen Begriffes verändert; denn beide bildeten doch schon vor der Absorption eine begriffliche Einheit, einen neuen Begriff. Also Wundts Formulierung ist wirklich nur eine höchst äußerliche Beschreibung im Stile der alten Grammatik.

Nun kann das geschehen, führt Wundt weiter aus, entweder a) durch Assoziation des Wortes mit anderen Wörtern, mit denen es häufig in den Zusammenhang der Rede eingeht — äußere Assoziationswirkungen, syntaktische Assozi-

ationen, oder b) durch Assoziationen des dem Wort anhaftenden Begriffes mit irgendeiner durch ihre Häufigkeit begünstigten Anwendung desselben; anders ausgedrückt: durch Assoziation der Wortbedeutung selbst in ihren regelmäßigen oder häufigen Anwendungen — innere Assoziationswirkungen, Verwendungsassoziationen. Und nun führt Wundt den Unterschied weiter so aus: „Bei den ersteren läßt sich, wenn wir den einfachsten Fall einer syntaktischen Wechselwirkung zwischen zwei Wörtern n und n_1 zugrunde legen und die zu beiden gehörigen Begriffe mit A und A_1 bezeichnen, der eintretende Begriffswandel darstellen durch die Formel:

$$nA \;—\; nn_1\ (A\ .\ A_1) \;—\; n\ (A\ .\ A_1) \;—\; nA_1$$

Dabei kann der Prozeß entweder bei dem dritten Glied aufhören, wo die Bedeutungsänderung bloß eine partielle ist, oder bis zum vierten, d. h. zu einer völligen Verdrängung des ursprünglichen Begriffs, fortschreiten. Hiernach reiht sich der Vorgang im allgemeinen dem assimilativen Bedeutungswandel an. Das Eigenartige gegenüber anderen Formen des letzteren besteht aber darin, daß die Wortvorstellungen selbst die dominierenden Bestandteile sind, die den ganzen Vorgang vermitteln. Die zweite Form läßt sich durch das folgende Schema verdeutlichen:

$$nA \;—\; n\ (A_1\ .\ A) \;—\; nA_1$$

Eine Vorstellung A, die mit n benannt wird, verbindet sich mit einer zweiten A_1; dadurch wird n zunächst auf die Verbindung beider Begriffe und dann eventuell, wenn der ursprüngliche Begriff verschwindet, auf den neuen Begriff A_1 übertragen. Auch in diesem Fall ist also die Wortvorstellung selbst der dominierende Bestandteil. Zugleich ist aber der äußere Verlauf einfacher, da keine andern Wortvorstellungen außer n an ihm beteiligt sind. Demnach schließt sich dieser Vorgang der Begriffsverdichtung durch Verwendungsassoziationen dem assimilativen Bedeutungswandel mit konstant bleibender dominierender Vorstellung, der Vorgang der syntaktischen Begriffsverdichtung dagegen dem mit veränderlicher dominierender Vorstellung an". (II, 537). Alles das kann im allgemeinen kein Mensch verstehen. Wundt verfährt rein äußerlich, ohne auf

die psychischen Erscheinungen näher einzugehen und deswegen kommt auch schließlich der merkwürdige Widerspruch heraus, daß bei beiden Arten die Wortvorstellungen dominierende Bestandteile sind (Wundt läßt allerdings vorsichtigerweise den Satz im zweiten Fall nicht sperren), obwohl in dem zweiten Fall eine Verwendungsassoziation vorliegt, die doch wohl nur durch Assoziationen zwischen Elementen der beiden Vorstellungen vermittelt werden kann. Und umgekehrt: liegen denn dem ersten Fall nicht Assoziationen der Vorstellungen zugrunde? Wie könnten sich anders die Wörter zusammenfinden?

Aber man sieht ja deutlich: die ganze ungenügende Darstellung Wundts hängt erstens engstens mit seinem Grundfehler zusammen, daß er die Zweigliedrigkeit der Wörter nicht sieht, wozu speziell hinzukommt, daß er rein äußerlich konstatiert, daß im ersten Fall zwei Wörter, im anderen ein Wort vorliegt.

Aber in dem Fall *Gift* und allen ähnlichen war doch auch oft der zweite Begriff sprachlich genannt oder wenigstens in der Gesamtvorstellung vorhanden. Es hieß doch z. B. *eine Gift* (ungefähr '-Dosis zum Eingeben') *Strychnin* u. s. w., oder auf jemandes Verlangen ihm z. B. Arsenik zu geben, fragte der Apotheker: „Welche Gift (= wie viel) wollen Sie" u. dgl. Da aber die Situation sich fortwährend in der Sphäre wiederholte, so wurde die neue Vorstellung (identifiziertes Glied 'Gabe, eine bestimmte Dosis', unterscheidendes Glied 'Giftmittel') allmählich genau auf dieselbe Weise fertig und selbständig, die wir oben geschildert haben.

Und umgekehrt in dem Fall *Universität, capitale* waren doch vor allem ebenfalls Assoziationen der Vorstellungselemente da, auf Grund deren eben eine neue Vorstellung, bzw. ein neuer Begriff apperzipiert wurde. Dieser Fall 1) unterscheidet sich von dem obigen nur und genau in derselben Weise, wie sich der Fall *Korn* von dem Fall *Fuß eines Tisches* oder von einem Kompositum unterscheidet, und 2) stimmt mit ihm überein in der Art der resultativen Eingliedrigkeit, die wir bei den Komposita noch nicht beobachtet haben. Aber sie kommt auch hier vor, wenn die Bedingungen vorhanden sind, und zwar nicht nur bei einer Wortgruppe, sondern auch bei einem gewöhnlichen

Kompositum, wie z. B. *Schirm* aus *Regenschirm*. Das merkwürdigste dabei ist es, daß Wundt selbst (II, 541) auf Fälle wie *Druck, Band* = Buchdruck, Band eines Buches aufmerksam macht.

Zum Teil mögen Wundt zu seiner Auffassung, besonders des ersten Falls, die französischen Negationen verleitet haben, die ja keine konkrete Bedeutung haben und auch scheinbar in gar keinem inneren Zusammenhang mit ihrer früheren positiven Bedeutung stehen. Aber dem ist nicht so: diese Wörter dienten ursprünglich als Exponenten starker Gefühlsbetonung bei den Negationen, oder kurz gesagt, sie verstärkten die Negation. *Je ne vois pas* bedeutete ursprünglich nicht ein gleichgültiges 'ich sehe keinen Schritt', sondern 'ich sehe nicht einmal einen Schritt' (vor mir) und analog in den anderen Beispielen. Es versteht sich also leicht, daß die Wörter *ne—pas* bald eine begriffliche Einheit bildeten und daß *pas* als stärkeres eventuell nach demselben Gesetz, das wir mehrmals beobachtet haben, selbst die Funktion der ganzen Gruppe übernehmen konnte (so besonders in der Umgangssprache, wo unendlich oft *pas* allein steht). Wir werden noch zu den Fällen später zurückkehren.

Wundt verweist selbst auf den Zusammenhang der Verdichtungen mit dem assimilativen Bedeutungswandel; er bemerkt, daß diese Assoziationsverdichtungen als Begleiterscheinungen des assimilativen Bedeutungswandels vorkommen (II, 536. 537. 541). Aber daneben ist er beflissen, den Unterschied möglichst zu markieren: die Phrase von dem „ursprünglich fremden Begriff, der sich dem Worte anlehnt", habe ich schon als sehr mißglückt bezeichnet; ebenso die angebliche „Eigenartigkeit gegenüber anderen Formen des assimilativen Bedeutungswandels, daß die Wortvorstellungen selbst den Vorgang vermitteln" (im ersten Fall). Und schließlich sagt Wundt bei Besprechung des ersten Falls und der Negationen (II, 539): „Die Betrachtung der psychischen Vorgänge, auf die diese syntaktischen Assoziationswirkungen zurückführen, zeigt, daß dieselben in mancher Beziehung von den sonstigen Erscheinungen des Bedeutungswandels abweichen. Die Bedeutung von *pas* 'nicht' hat sich aus der anderen von *pas* 'Schritt' nicht durch eine Differenzierung des

Begriffs entwickelt, die in diesem selbst schon vorbereitet war, sondern die hinzugedachte Verneinung ist zunächst von dem Worte selbst ganz unabhängig gewesen und hat sich dann erst durch eine bloße äußere Berührungsassoziation mit ihm verbunden," u. s. w. Ich meinerseits behaupte entschieden, daß diese Evolution von *pas* nichts anderes ist als eine Begriffsdifferenzierung: man darf aber natürlich nicht *pas* 'nein' und *pas* 'Schritt' aus dem Wörterbuch zusammenstellen und sagen, was Wundt dabei sagt. Wie kommt er dazu, die Verhältnisse so äußerlich aufzufassen? Es differenzierte sich doch nicht der Begriff 'Schritt', sondern der Begriff der Negation: derselbe wurde im gegebenen Zusammenhang des Bewußtseins zweigliedrig apperzipiert, wobei *pas* das unterscheidende Glied gewesen ist; etwa so, wie im Deutschen neben *nicht* ein *nicht einmal* steht. Und dann wurde die mit der Zeit automatisierte Gruppe *ne—pas* eventuell auf ein Glied reduziert. Alles Vorgänge, die sich überall wiederholen![1]

Darüber, daß die syntaktischen Begriffsverdichtungen einen Wechsel der dominierenden Vorstellung zeigen sollen, dagegen die Verwendungsverdichtungen nicht, will ich kein Wort mehr verlieren. Ich muß aber noch darauf aufmerksam machen, daß Wundt seinen assimilativen Bedeutungswandel mit wechselnder dominierender Vorstellung in zwei Klassen einteilt je nach den Bedingungen dieses Wechsels, und zwar a) durch Assoziationseinflüsse oder kurz: durch innere Bedingungen; b) durch Wahrnehmung, durch äußere Wahrnehmungseinflüsse oder

[1] Und würde Wundt einwenden, daß diese Differenzierung doch nicht in den ursprünglichen Eigenschaften vorbereitet war, da die Negation mit der Vorstellung des Schrittes nichts zu tun hat, so würde ich antworten, daß das logische Unterscheidung ist. Nicht nur für einzelne Menschen, sondern für ganze Völker und durch Jahrtausende auch für die Menschheit überhaupt hat z. B. der *Wind* mit einer *Mühle* nichts zu tun gehabt, und doch differenzierte sich später einmal der Begriff *Windmühle*. Wie sind da überhaupt Grenzen zu ziehen? Wir können nur konstatieren, daß durch fortschreitende Entwicklung im allgemeinen die sprachlichen Begriffe immer „logischer" werden, weiter nichts.

kurz: durch äußere Bedingungen (II, 495. 505). Nun schließen sich ja nach Wundt diesem assimilativen Bedeutungswandel die Begriffsverdichtungen durch syntaktische Assoziationen, d. h. durch äußere Berührungsassoziationen (II, 536. 537), an, und da fragt der verwunderte Leser: wurde etwa derselbe Vorgang von Wundt einmal als innere und ein andermal als äußere Assoziation benannt? Sehen wir uns die Beispiele an. Als Belege des assimilativen Bedeutungswandels mit wechselnder dominierender Vorstellung infolge von inneren, rein assoziativen Einflüssen führt Wundt an zuerst den einfachsten Fall der Veränderung „durch die momentanen Assoziationen, in denen sich der Begriff in einem gegebenen Gedankenzusammenhang befindet" (II, 495 α): *Land und Meer, Land und Stadt, Land und Volk* u. s. w. (II, 496), worauf er sagt: „Streng genommen fehlen nun solche Wirkungen niemals: jedes Wort nimmt im einzelnen Fall eine bestimmte Färbung an, die ihm durch seine Umgebung angewiesen wird" (ib.). Dann folgen die eigentlichen Beispiele, zunächst *Feder* [a) Vogelfeder → Flugwerkzeuge aller andern Tiere; b) Schreibfeder → Stahlfeder u. s. w.; c) Schwungfeder → Uhrfeder u. s. w.] und *Korn,* wobei ich von der ungenauen Darstellung der objektiv gegebenen Bedeutungen und ihrer Entwicklung ganz absehe, denn darauf kommt es hier nicht an. Aber ich frage: 1) liegen denn in der „Übertragung des Begriffs der *Schreibfeder* auf ähnliche Hülfsmittel aus anderem Material, in der *Stahlfeder, Goldfeder, Bleifeder*" etwa nicht „äußere Wahrnehmungseinflüsse", „äußere Apperzeptionsbedingungen" vor, wie solche Wundt nur für den Fall b) annimmt (II, 506)? Ja, und wodurch wurde denn die „naheliegende Assoziation, mittelst deren die *Feder* „auf die Flugwerkzeuge aller möglichen andern Tiere, wie der Insekten, Schmetterlinge, Fledermäuse" überging, nahe gelegt, wenn nicht durch „äußere Wahrnehmung?" Und zweitens 2): finden denn diese Assoziationen nicht ihren Ausdruck in Wortverbindungen, sind es also nicht zugleich „rein äußerliche syntaktische Assoziationen"? Sagte man nicht etwa „diese Feder wurde aus Stahl gemacht", oder schon selbständig „Stahlfeder?"

Es lohnt sich nicht, die Sache weiterzuverfolgen.

Kurz und gut, wir haben gesehen, daß der ganze Bedeutungswandel nichts anderes ist als die sogenannte Verdichtung der Bedeutung im weiteren Sinne, und man kann nur bei Besprechung der unendlichen Abstufungen der neu entstehenden Begriffe in bezug auf die Art der Gliederung, die unmittelbar von den Elementen der beiden Glieder abhängt, Grenzfälle, bzw. typische Beispiele aufstellen für das Überwiegen dieses oder jenes Momentes; nicht aber so schematisch zu Werke gehen, wie das Wundt tut.

Anmerkung. Eine gewaltige Klasse solcher „Verdichtungen" bilden die substantivisch gebrauchten Adjektive wie der *Greis*, *Böse* u. s. w. Hier sind aber noch spezielle Bedingungen vorhanden, indem sich das Adjektiv vom Substantiv überhaupt nicht scharf abhebt. Jedenfalls kommt es nur auf die Beschaffenheit des Begriffes im Bewußtsein der betreffenden Menschen an, ob ein *Junge* oder ein *Jüngling* entsteht, und die Fälle haben nichts grundsätzlich Besonderes in sich.

V. Allgemeines Verhältnis von Wortbildung und Wortbedeutung.

Wir haben gesehen,

1) daß die grammatischen Termini: Wurzelnomen, suffixales Simplex, Kompositum, Wortgruppe (bzw. syntaktische Gruppe) nur verschiedene Entwicklungsphasen eines und desselben Grundprozesses bezeichnen, der in Wechselwirkung der binär analytischen und einheitlich synthetischen Apperzeptionsfunktion besteht;

2) daß eine feste, einfach vorliegende Bedeutung, die wir nicht zurückverfolgen können, ferner die Benennung (Namengebung), Verdichtung der Bedeutung und Bedeutungswandel ebenfalls nur verschiedene Phasen desselben Prozesses bezeichnen, der auf Gliederung und Zusammenfassung der Begriffe beruht;

3) daß demnach alle diese Termini einen und denselben psychisch-sprachlichen Vorgang in seinen typischen Hauptstadien bezeichnen, und zwar entweder vom rein formalen oder vom rein inhaltlichen Gesichtspunkte aus. Bei den Zusammensetzungen und den syntaktischen Einheitsgruppen kam bisher vielfach ein mehr einheitlicher Standpunkt der Betrachtung in Anwendung, da in den Anfangsstadien der Wortbildung dieser unlösliche Zusammenhang beim besten Willen sich nicht ganz zerreißen ließ.

Wortbildungs- und Bedeutungsvorgänge bilden eine vollständige in ihrem gegenseitigen Verhältnis klare Einheit. Das ist zunächst mit Rücksicht auf die Substantiva, bzw. Gegenstände gesagt, wir werden aber sehen, daß es überhaupt für alle sprachlichen Bildungen zutrifft mit geringfügiger Ausnahme von Bildungen, die reine Gefühlslaute sind und eigentlich an der Grenze der Sprache stehen.

Nach der oben gegebenen allgemeinen Zusammenfassung möchte ich einzelne Zusammenhänge dieses Differenzierungsprozesses näher besprechen, was im vorhergehenden nicht ganz oder überhaupt nicht stattfand. Manches wird dabei in der Form einer Kritik klargelegt werden.

1. Benennung und Bedeutungswandel.

Wir haben gesehen, daß irgendwelche Grenze zwischen den beiden landläufigen Begriffen zu ziehen, rein unmöglich ist. Sowohl haben wir bei einer Benennung mit dem Bedeutungswandel zu tun, als auch umgekehrt bei dem Bedeutungswandel mit der Benennung. Allerdings liegt den beiden Termini die formale Beobachtung zugrunde, daß in den einen Fällen eine neue Bedeutung, aber zugleich ein neues Wort sich entwickelt, während in den anderen nur eine neue Bedeutung entsteht, aber das Wort das alte bleibt. Und wir müssen natürlich die beiden typischen Fälle, die beiden Hauptphasen der Entwicklung oder sozusagen die beiden Gipfel einer unendlichen Reihe von Übergängen irgendwie bezeichnen; aber die erwähnten Termini sind nicht zu gebrauchen, da sie falsche Vorstellungen wecken. Dabei ist es auch höchst wünschenswert, einheitliche Termini

zu haben, welche sowohl die formale als die inhaltliche Seite der Wörter, die ja in Wirklichkeit eine unlösliche Einheit bilden, ausdrücken könnten. Nach den vorstehenden Erörterungen würden sich als solche allgemeine Termini „hauptsächlich identifizierende und hauptsächlich unterscheidende Namen" oder kurz Identifizierungs- und Unterscheidungsnamen empfehlen. Man könnte auch die ersteren „undeutlich, relativ gegliederte" und die anderen „deutlich gegliederte" nennen; aber ich glaube, man vermeidet besser diese Ausdrücke, da sie nur auf die Entstehungsphase bezogen werden können. Man müßte also noch hinzufügen „der Entstehung nach", da sonst Mißverständnisse entstehen könnten.

Unter den Identifizierungsnamen, bei welchen also das unterscheidende Glied entweder überhaupt nur in der Situation, bzw. in dem Verhältnis des identifizierten Gliedes zu dem Rest der Gesamtvorstellung (des Satzes) enthalten ist, oder zwar schon besonders ausgesprochen (apperzipiert) wird, aber noch das identifizierte dominiert, findet demnach Platz das, was man gewöhnlich Bedeutungswandel nennt, und alle momentanen Gruppen.

Anmerkung. Bei momentanen Gruppen, welche eine engere Einheit bilden, steht gewöhnlich das unterscheidende Glied (Attributivum) schon an erster Stelle, d. h. es ist dominierend, aber eben nur momentan. Übrigens variiert das je nach Situation und Entwicklungsphase der Sprache.

Unter den Unterscheidungsnamen finden Platz alle Einheitsgruppen, bzw. Komposita und alle suffixalen Simplizia, oder was man vom betreffenden Standpunkte aus Benennungen nennt. Hier ist das unterscheidende Glied (dauernd) dominierend.

Anmerkung 1. Die Wurzelnomina stehen als äußerste mögliche Endphase der Entwicklung ziemlich selbständig den beiden obigen gegenüber. Am besten stellt man sie deswegen als dritte Hauptphase den beiden obigen an die Seite. Tatsächlich kann sowohl ein Identifikations- wie ein Unterscheidungsname eventuell zu einem Wurzelnomen werden, bezw. kann ein Wurzelnomen successive verschiedene Phasen durchgemacht haben. Es liegt einfach als etwas für sich absolut Einfaches vor, um schließlich zu verschwinden, nachdem es neuen Wörtern Leben gegeben hat. Einen

besseren Namen als den alten weiß ich für diese Phase nicht vorzuschlagen.

Anmerkung 2. Bei Wundt ist das Verhältnis der Benennung zum Bedeutungswandel nirgends klar definiert oder besser gesagt, es bleibt der Zusammenhang der Erscheinungen vollkommen unklar. Einerseits steht für Wundt fest, daß in beiden Fällen dieselben apperzeptiv-assoziativen Vorgänge zugrunde liegen, und dementsprechend werden in den Abschnitten über Benennung und über Bedeutungswandel mehrmals dieselben Beispiele angeführt und auch die Termini „Benennung, Namengebung, benennen, zusprechen, Bedeutungswandel, Namenübertragung, Bedeutungsänderung" promiscue gebraucht. Ja, in dem Abschnitt über den singulären Bedeutungswandel werden als die drei Klassen, bzw. Hauptformen desselben nacheinander a) Namengebung nach singulären Assoziationen, b) singuläre Namenübertragungen, c) Metaphern behandelt. Und wenn man fragt, warum bei den regulären Erscheinungen die Sache gesondert und zweimal ohne sichtbaren Zusammenhang behandelt wurde, so lautet die Antwort, daß in dem Abschnitt III „Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung", worin Wundt über Benennung der Gegenstände (unter anderem) handelt, „aus dem allgemeinen Verlauf des Bedeutungswandels auf die Gesetze der Begriffsentwicklung zurückgeschlossen wird", dagegen in dem Abschnitt IV „Regulärer Bedeutungswandel" mehr „speziell die psychischen Vorgänge, die den einzelnen Erscheinungen des Bedeutungswandels zugrunde liegen, erörtert werden" (II, 455). Das ist klar, und bis dahin wäre meine Behauptung nicht gerechtfertigt. Nun aber hebt Wundt mit voller Entschiedenheit hervor, daß Namengebung zugleich Wortschöpfung ist, und hier bleibt die Sache stecken. Ob Wundt sich der Schwierigkeit klar war, weiß ich nicht. Er geht näher darauf nicht ein und will so mit der Frage fertig werden, daß er Benennung (der Gegenstände vor allem) als Bedeutungswandel + kategoriale Verwandlung der Begriffe definiert, wobei er sich um diese kategorialen Wandlungen weiter nicht kümmert (II, 464), vgl. oben S. 7. Und konsequenterweise wird II, 486 plötzlich die Benennung als „korrelativer Bedeutungswandel" (d. h. die Bedeutungserscheinungen der Wortpaare *Rabe* || *Rappe* u. s. w., worüber noch unten die Rede sein wird, erklärt! Da heißt es: „Bei den korrelativen Veränderungen, in deren Gebiet die kategoriale Verschiebung der Begriffe gehört, stehen Wortänderung und Begriffsänderung in Wechselwirkung: der Wechsel des Begriffs verändert das Wort, und die Umbildung des Wortes modifiziert den Be-

griff. Der selbständige Bedeutungswandel dagegen besteht nur noch in solchen Umwandlungen des begrifflichen Inhaltes, die durch die Eigenschaften des Inhaltes selbst und die auf ihn einwirkenden Einflüsse verursacht werden".

Kein Wunder also, daß dem Leser der Zusammenhang der Vorgänge nicht klar werden konnte und er vergebens nach dem erlösenden Worte suchte.

2. Zur Entwicklung der Substantiva.

Die verschiedenen Hauptphasen, die ein Wortbegriff theoretisch durchlaufen kann, sind demnach:

1. Das determinierende (unterscheidende) Glied wird nicht direkt sprachlich apperzipiert; das identifizierte Glied wird nur inhaltlich differenziert *(Korn)*.
2. Das determinierende, bzw. unterscheidende Glied wird sprachlich und nach dem identifizierten, bzw. determinierten apperzipiert; es dominiert also das letztere *(Wasser zum Trinken)*.
3. Das determinierende, bzw. unterscheidende Glied wird nicht nur apperzipiert, sondern ist zugleich das dominierende *(rechte Hand)*.
4. Das determinierende Glied ist dominierend und zugleich fest mit dem anderen zusammengewachsen, wobei es als selbständiges Gebilde z. T. gar nicht mehr in der Sprache vorkommt. Das sind also Bildungstypen, welche eine lange Entwicklung hinter sich haben (Stammkomposita u. s. w.)
5. Die beiden Glieder bilden eine absolute Einheit, indem das ursprüngliche determinierte Glied nur noch als Exponent einer Beziehung zu anderen Begriffen, welche auf derselben „Wurzel" beruhen, apperzipiert wird (suffixales Simplex). Dieser Typus hat eine noch längere Entwicklung hinter sich.
6. Die beiden Glieder bilden eine überhaupt nicht analysierbare Einheit (Wurzelnomen). Diese Phase ist natürlich Resultat der längsten Entwicklung.

Faßt man diese Phasen zusammen und betrachtet sie unter einheitlichem Gesichtspunkte, so kann man sagen, daß die Ent-

wicklung der (gegenständlichen) Wortbegriffe auf zweifache Weise vor sich geht:

1. Die Differenzierung vollzieht sich unablässig und in minimalen Schritten: jedesmal wird nur die Identifizierung apperzipiert. Das ist der sogenannte Bedeutungswandel im engeren Sinne.
2. Die Differenzierung vollzieht sich sichtbar: es wird jedesmal auch die Unterscheidung mehr oder minder deutlich apperzipiert.

Daß irgend welche Grenzen zwischen den beiden Differenzierungsarten nicht zu ziehen sind, versteht sich wohl von selbst.

Dabei ist noch hervorzuheben, daß es noch eine sozusagen innere Entwicklung des Wortes gibt oder eine negative Differenzierung, indem die jedesmal vorhandenen unterscheidenden Merkmale nicht in das identifizierte Glied aufgenommen werden, um mit demselben zu einem neuen, einheitlichen Begriff zusammenzuschmelzen, sondern eigentlich aus dem identifizierten Gliede ausgeschieden werden. Denn sie werden überhaupt nicht apperzipiert, indem die ganze Gesamtvorstellung in keiner Beziehung zu denselben steht. D. h. auf diesem Wege werden nach und nach die wesentlichen von den unwesentlichen Bestandteilen eines Begriffes getrennt, und darauf beruht die Entwicklung der Gattungsbegriffe.

Eine Zwischenstufe zwischen der successiven minimalen Differenzierung und der deutlichen, eventuell sofortigen bildet derjenige Vorgang, bei welchem das unterscheidende Glied so regelmäßig in der Apperzeption vorhanden ist, daß es deswegen dauernd mit dem identifizierten assoziiert wird und nicht mehr extra sprachlich apperzipiert zu werden braucht. Diese Fälle bilden auch insofern eine Zwischenstufe, als im allgemeinen dazu das Vorhandensein von spezielleren identischen Bewußtseinsinhalten nötig ist und dies regelmäßig nur bei engeren gesellschaftlichen Gruppen der Fall ist.

Als eigentliches Wortbildungsmittel, das vorbildlich wirken kann, erscheinen demnach nur die Phasen eines suffixalen Simplex und eines Kompositums, bzw. einer festen Einheitsgruppe. Ein Wurzelnomen ist im allgemeinen ein abgelebter Typus, und

die Phase einer okkasionellen Gruppe und der minimalen Differenzierung ist im allgemeinen bei jedem Worte in jedem einnen Fall seiner Apperzeption vorhanden. Daraus folgt, daß diese letzteren Phasen keine psychische automatische Selbständigkeit besitzen können.

Ob ein Begriff sich nun nur auf diese oder andere Weise differenziert, und wie schnell er selbständig wird u. dgl., das hängt von seinen Bestandteilen, bzw. den Bestandteilen der ihm zugrunde liegenden Vorstellungen ab, wovon wieder die Richtung der Assoziationen dieser Elemente mit Elementen anderer Vorstellungen abhängig ist.

Im allgemeinen kann man wohl sagen: je einheitlicher eine Vorstellung ist, und je wesentlicher demnach ihre Merkmale für dieselbe sind, desto seltener wird dieselbe deutlich differenziert; je zusammengesetzter eine Vorstellung ist, und je unwesentlicher demnach ihre einzelnen Merkmale für dieselbe als Gattungsbegriff sind, desto öfter wird dieselbe deutlich differenziert. Aber es ist dabei zu beachten, daß diese Unterschiede fließend sind und daß sie erst nachträglich durch unsere Reflexion so formuliert werden können.

Anmerkung. Ich halte es nicht für nötig, mich auf eine nähere Kritik des Wundtschen Kapitels über die Zusammensetzung (I, 602 ff.) einzulassen, und will nur hervorheben, daß seine Einteilung unbrauchbar ist. Wenn Wundt seinen Typus I an dem französischen *pourboire* und den Typus II an dem deutschen *Trinkgeld* exemplifiziert, so sieht man, daß er sich nur an die äußere Gestalt der Wörter hält. *Pourboire* ist doch *l'argent pour boire*, unterscheidet sich also vom deutschen *Trinkgeld* nur 1. so, wie sich *Trinkwasser* von *Wasser zum Trinken* unterscheidet (s. oben S. 12 f.); 2. so, wie sich ein *Kirsch* von *Kirschwasser* unterscheidet (s. oben S. 16, 46 f.). Wundts Typus I stützt sich offenbar nur auf die in ihrem Entstehen noch klaren, d. h. immer wieder von neuem entstehenden Komposita; dagegen der Typus II auf die nach alten Mustern gebildeten.

Brugmanns Darstellung (Berichte der phil.-hist. Cl. der k. Ges. der Wiss. zu Leipzig 1900, 359 ff.) bezeichnet im allgemeinen einen bedeutenden Fortschritt. Was ich zu seiner Definition, sowie zu der ganzen Darstellung der Wortbildungsvorgänge im § 366 der Kurzen vergl. Grammatik zu sagen hätte, folgt aus dem bisher Erörterten von selbst.

VI. Wort und Satz.

1. Allgemeines Verhältnis von Substantiv und Satz.

Die alte Grammatik ging zu sehr von dem Einzelworte aus; in neuester Zeit huldigt man dem entgegengesetzten Verfahren, indem man dem Worte beinahe ganz eine selbständige Existenz absprechen und nur in dem Satze die alleinseligmachende Einheit sehen will. Die Theorie ist aber offenbar nicht sehr gefährlich; denn bis jetzt ist sie eben Theorie geblieben.

Will man das Verhältnis von Wort und Satz richtig beurteilen, so muß man zwei Tatsachen von entscheidender Bedeutung in Betracht ziehen.

Erstens. Sage ich: *das Sonnenlicht* oder *der Sonnenschein* oder auch einfach *die Sonne blendet mich,* und sage ich: *die Sonne scheint; der Greis kommt* und *der Mann ist greis; da habe ich trockenes Holz* und *das Holz ist trocken; ich habe neue Tischbeine machen lassen* und *der Tisch hat neue Beine* u. s. w. u. s. w., so ist überall dieselbe Vorstellung (Sonnenlicht, Greis, trockenes Holz, Tischbeine) einmal Substrat eines Wortes d. h. eines Gegenstandsnamens und das andere Mal eines Satzes. Und dieses Verhältnis geht durch: grundsätzlich sind es dieselben Vorstellungen, die einem Substantiv und einem Satz zugrunde liegen.

Zweitens. Daß der Satz der Ausdruck ist für die apperzeptive Gliederung einer Gesamtvorstellung, das hat Wundt überzeugend nachgewiesen. Aber wir haben gesehen, daß auch jedes Substantiv durch Gliederung einer Vorstellung entsteht, und zwar resultieren aus dieser Gliederung inhaltlich dieselben Bestandteile wie bei einem Satz. Und dabei muß man noch den wichtigen Umstand beachten, daß der Vorgang, das innerste Wesen der Gegenstandsbezeichnungen begründend, von allem Anfang an tätig gewesen sein muß.

Daraus folgt, daß der einzige prinzipielle Unterschied zwischen Substantiv und Satz in der Art,

bzw. in dem Grade der apperzeptiven Gliederung liegt, d. h. in einer vollkommeneren Beziehung des Gegliederten und in dem Fortdauern der analytischen Apperzeption auf der Seite des Satzes — nicht aber in dem Inhalt der Vorstellung. Dem steht nun gegenüber die nicht zu bestreitende Tatsache, daß das Wort (Substantiv) Bestandteil des Satzes ist, und es fragt sich, wie man sich eigentlich das Verhältnis der beiden Gebilde denken soll.

Die Ansicht der Sprachforscher, die auch Wundt vertritt, geht dahin, daß das Wort sich innerhalb des Satzes als dessen Bestandteil entwickelt hat. Soweit sich das aber auf das Substantiv bezieht, kann die Ansicht in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig sein. Bei der grundsätzlichen Identität des jeweiligen Bewußtseinsinhaltes kann das Verhältnis der beiden Gliederungsarten, der Wort- und der Satzgliederung, nur genetisch, nicht aber parallel sein. D. h.: entweder hat sich die vollkommenere Satzgliederung erst aus der weniger vollkommenen des Wortes entwickelt, oder umgekehrt; aber zwei verschiedene gleichzeitig nebeneinander und von allem Anfang an wirkende Apperzeptionsvorgänge anzunehmen, ist nicht möglich. Oder rein sprachlich ausgedrückt: entweder hat sich das Substantiv aus dem Satze, oder der Satz aus dem Worte entwickelt; aber für die Annahme, das Substantiv sei im Satze entstanden, ist kein Platz.

Die Antwort auf die gestellte Alternative ist leicht. Da im Gebiete des sprachlichen Bewußtseinslebens eines „Menschen" nicht eine „Wort"-, sondern nur eine „Satz"-gliederung es sein kann, was er mit seiner Äußerung bezweckt, so ist an den relativen Anfang unserer Sprachentwicklung der zweigliedrige Satz zu stellen, aus dem sich das Substantiv entwickelte. Da andrerseits das Vollkommenere nicht vor dem weniger Vollkommenen existiert haben kann, und da wir noch zwei verschiedene Satzgliederungstypen besitzen, einen verbal-prädikativen und einen nominal-prädikativen (s. unten), deren zweiter dem Wortgliederungstypus bedeutend nähersteht als der erste, so ist es klar, daß jene Sätze auf eine primitivere Weise gegliedert waren.

Diese Auffassung läßt jede Unklarheit verschwinden und löst scheinbare Widersprüche vollständig, da sie eben eine vollkommen einheitliche ist. Der Satz kommt als letztes, bzw. erstes Entwicklungsstadium des Substantivs zu den oben aufgestellten hinzu; dabei gelten natürlich alle oben hervorgehobenen Restriktionen, wie das Verhältnis der historisch nebeneinander existierenden Phasen einer momentanen Gruppe, eines Kompositums, eines suffixalen Simplex und eines Wurzelnomens zu verstehen ist, womöglich noch mehr für das historische Nebeneinander des Satzes und des Wortes. Ich meine also: primitive zweigliedrige „Sätze", bestehend aus dem identifizierten und dem unterscheidenden Gliede[1], wurden auf Grund derselben psychischen Vorgänge des Wechsels der Aufmerksamkeit, der synthetischen Apperzeption und der Automatisierung, die wir schon kennen gelernt haben, zu Wörtern, d. h. konnten nun selbst, sei es zu identifizierenden, sei es zu unterscheidenden Gliedern einer neuen Satzapperzeption werden. Daß der Vorgang in unabsehbarer Vergangenheit automatisiert wurde, versteht sich von selbst, ebenso wie, daß der Worttypus nun vorbildlich wirkte. Der Satz, da er eben Ausdruck jeder momentanen „Satz-"gliederung ist, blieb selbstverständlich weiter bestehen. Ja, erst durch das Zusammenschließen jenes primitiven Satzes zu einem Worttypus war recht eigentlich ein Satztypus da: Satz und Wort wurden gegenüber einander selbständig. Man muß ja doch wohl annehmen, daß es eine lange Zeit zweigliedrige Gebilde gegeben hat, die nur nach Situation — allenfalls mit Tonunterschieden — als „Sätze" oder „Wörter" fungierten. Erst weit, weit später, irgend einmal, als auch die Apperzeption des Beziehungsverhältnisses in dem Fall der Satzfunktion sich durch ein sprachliches Lautmittel offenbart hatte, waren Sätze in ungefähr dem Sinne, wie die selben manche sogenannten Naturvölker bilden, vorhanden.

Anmerkung. Die gewöhnliche Formulierung, daß das Wort nur ein Teil der Satzvorstellung ist, klingt recht seltsam. Natürlich ist

[1] Was diese selbst wieder von allem Anfang an gewesen sind, das kann man im allgemeinen nicht wissen und braucht mich auch nicht zu beschäftigen; aber siehe unten.

das Verhältnis unendlich oft, ja in den historischen Sprachphasen fast regelmäßig so, aber innerhalb der allgemeinen Tatsache, daß der Mensch immer in „Sätzen" sprach, beruht das nur auf der parallel gehenden und sich von irgendeinem relativen Anfang an gegenseitig beeinflussenden weiteren Entwicklung des Wortes und des Satzes. Die Satzapperzeption ist das Prius und die unerläßliche Bedingung der Wortapperzeption; aber andrerseits ist ja auch erst durch Wortapperzeption die Möglichkeit einer genaueren und dann einer successiven Satzgliederung gegeben. Sonst würden wir noch jetzt in primitiven zweigliedrigen Worten-Sätzen reden. Konsequenterweise sollte man ja auch behaupten, daß eine Wortgruppe bzw. ein Kompositum dem Einzelworte gegenüber in dem Sinne ein Prius ist, daß die beiden Glieder der Gruppe vordem als Wörter gar nicht existiert haben! Ich will natürlich gar nicht bestreiten, daß die dem Satze zugrunde liegende Vorstellung nicht sofort als Ganzes im Bewußtsein vorhanden ist, noch, daß die Scheidung der Redeteile und überhaupt das Zustandekommen der Beziehungsausdrücke im allgemeinsten Sinne des Wortes nicht im Satz geschehen ist: ich behaupte nur, daß die successive Gliederung und Beziehung des Gegliederten ausschließlich dadurch möglich ist, daß einzelne Bestandteile der Gesamtvorstellung schon früher gegliedert wurden, d. h. daß jede zusammengesetztere Satzgliederung auf einfachen, früher vorgenommenen und zu Wörtern gewordenen Gliederungen beruht, in denen dieselbe Vorstellung einem Worte und einem Satze zugrunde lag, was eben auf den oben geschilderten Zustand hinführt. Genau dasselbe Verhältnis besteht ja zwischen einem Einzelsatz und einer zweigliedrigen Satzgruppe. Man wird doch nicht behaupten, daß der Bewußtseinsinhalt der Äußerung: *ich fliehe, (denn) der Feind kommt* nicht sofort gegenwärtig sei; aber man wird doch auch kaum behaupten, daß die Einzelsätze sich in Satzgruppen entwickelt haben. Denn die Möglichkeit, jenen Bewußtseinsinhalt auf die angegebene Weise sofort sprachlich zu apperzipieren, ist nur dadurch gegeben, daß die Sätze *ich fliehe* und *der Feind kommt* als Einheiten automatisch gebildet werden konnten und so weiter.

Was speziell den Standpunkt Wundts betrifft, der jener sprachwissenschaftlichen Anschauung den psychologischen Hintergrund gibt, so versteht sich derselbe z. T. sofort, wenn man bedenkt, daß das Wort für Wundt in letzter Instanz ein einfaches Gebilde ist, das nur noch Beziehungselemente hat oder eigentlich haben kann. Seiner Meinung nach sind also diese

letzten Worteinheiten eben offenbar die beiden aus der Satzgliederung resultierenden Bestandteile: Subjekt (Substantiv) und Prädikat (Nomen, Verbum). Aber so klar und bündig sagt das Wundt nicht, obwohl es ein notwendiger Schluß aus seiner Auffassung des Verhältnisses von Wort und Satz ist. Alles das hängt wieder engstens mit der ungenügenden Grundauffassung des Wortes, d. h. des Verhältnisses zwischen den Grund- und Beziehungselementen desselben zusammen. Wundt redet über diese Elemente mehrmals; kurz faßt er seine Meinung z. B. so zusammen: „Ist dagegen der Satz früher als das Wort [was seine Meinung ist], ist demnach dieses erst aus der Zerlegung des Satzes in seine Bestandteile hervorgegangen, dann sind unter allen Umständen auch die Elemente [d. i. sowohl die Grund- als Beziehungselemente] des Wortes keine ursprünglich isolierten Gebilde, und es lassen sich nun mannigfache Wege denken, auf denen sich durch Wechselwirkung verschiedener Satzteile und durch den Einfluß verschiedener Sätze aufeinander das Wort als relativ selbständig gewordener Teil der Rede ausgeschieden hat" (I, 557/8). Und II, 5 bezeichnet er das Entstehen der Wortkategorien (Nomen, Verbum u. s. w.) mit ihren Beziehungsunterformen als das Problem der ursprünglichen Wortbildung. Und über diese vergleiche man folgende schön stimmenden Aussprüche: „Die ursprüngliche Wortbildung ist der erste überhaupt auffindbare Anfang des Wortes in den unserer Beobachtung gegebenen Sprachen . . ." (I, 621); „Die Bedingungen der ursprünglichen Wortbildungen sind uns . . . vollkommen dunkel" (ib.); „Dies ist zugleich der Punkt, in welchem sich die ursprüngliche Wortbildung von der Wortbildung durch Zusammensetzung unterscheidet. Da diese überall in der Komposition bereits vorhandener Wörter besteht, . . . und da überdies die Bildung solcher Formen durchweg einer späteren Zeit angehört", . . . (ib.); „In allen anderen Fällen [d. h. abgesehen von Lautwiederholungen] scheinen bei der ursprünglichen Wortbildung zwei wesentlich verschiedene, bald ineinander eingreifende, bald getrennt voneinander stattfindende Prozesse beteiligt gewesen zu sein, die aber beide bereits die Existenz bedeutsamer Lautkomplexe voraussetzen. Der eine besteht in

einer den ältesten Sprachformen bereits angehörenden Wortzusammensetzung, die in ihrer Bildungsweise im wesentlichen der noch in der heutigen Sprache vor sich gehenden Bildung der Komposita entsprach. Der zweite ... besteht in Klangvariationen ...“ (I, 622). „Von beiden Formen ist die Wortkomposition jedenfalls die weitaus allgemeinere; vielleicht ist sie auch die ältere“ (ib.). Ferner: „die Grundeigenschaften der menschlichen Natur die gleichen geblieben sind, solange der Mensch überhaupt im sprachfähigen Zustande existiert hat“ (I, 623). „Hiernach liegt nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, anzunehmen, daß in irgendeiner Periode der Sprache die Wortbildung auf wesentlich anderen Wegen erfolgt sei, als auf denen wir sie noch heute vor sich gehen sehen. Dieser Wege gibt es nach allem vorangegangenen hauptsächlich zwei: die Neuschöpfung ... [und die] Wortkomposition ... Beide Vorgänge setzen aber bereits vorhandene Wortbildungen voraus“ (I, 626). Und in dem Schlußkapitel des ganzen Werkes führt Wundt schön aus, wie die Sprachbetrachtung sich bei konsequenter Berücksichtigung des entwicklungsgeschichtlichen Prinzips nur auf tatsächlich vorhandene Sprach- und Bewußtseinszustände gründen kann. Nach alledem kann ich nur sagen, daß eben die mangelnde Auffassung des Wortes vor allem schuld ist an allen den Unklarheiten und Widersprüchen, an denen das Wundtsche Werk leidet.

Und nun kehre ich zu meiner näheren Aufgabe, d. h. zur Kritik des Wundtschen Standpunktes, betreffend das Verhältnis von Wort und Satz, wie dasselbe in dem Abschnitt über Satzfügung von ihm dargestellt worden ist, zurück.

Die Definition des Wortes dem Satze gegenüber, die Wundt zu geben bestrebt ist, lautet so: „Bezeichnen wir den dem Satze entsprechenden Bewußtseinsinhalt als eine Gesamtvorstellung, so bildet demnach jedes Wort des Satzes eine Einzelvorstellung, der in jener eine bestimmte Stellung zukommt, indem sie mit den übrigen in die gleiche Gesamtvorstellung eingehenden Einzelvorstellungen in Beziehungen und Verbindungen gesetzt ist“ (I, 562). Nun sagt Wundt bei der Erörterung des Satzes, daß eine Gesamtvorstellung weiter nichts

anderes ist als eine zusammengesetzte Einzelvorstellung: ihr Inhalt sei ein einzelner Gegenstand oder Vorgang, der aus Teilen besteht (II, 243); ihr Wesen bestehe darin, daß sie aus einer Mehrheit beziehungsfähiger Teile zusammengesetzt ist (II, 245). Danach ist klar, daß von dieser Seite aus kein Unterschied zwischen Wort und Satz sich begründen läßt: Wundt geht aber darauf nicht ein. Es bleibt eben nur die Gliederung, und Wundt konstruiert die Sache so, daß eine zusammengesetzte Einzelvorstellung nicht schlechterdings eine Gesamtvorstellung ist, sondern nur ehe der Prozeß ihrer Gliederung eintrat[1] (II, 243), und: „Die Vorstellung, mit deren Apperzeption als der eines einheitlichen Gegenstandes der Prozeß ihrer Bildung abschloß, wird selbst erst in dem Moment zur Gesamtvorstellung, wo der hier folgende analytische Prozeß beginnt“[2] (II, 245.) Erinnern wir uns jetzt solcher Aussprüche, wie: „In jedem Fall bezeichnet also das Wort eine zusammengesetzte Vorstellung, innerhalb deren ein Bestandteil im Augenblick der Benennung als der dominierende apperzipiert wurde“, (II, 470) und: „Wenn irgend eine Eigenschaft klarer apperzipiert wird als der gesamte übrige Gegenstand, so muß dieser doch immerhin ebenfalls apperzipiert werden“ (II, 471), so müssen wir uns doch fragen, ob das nicht ein analytischer Prozeß ist. Nach alledem kann man nur sagen: das verstehe, wer kann.

Was speziell den Standpunkt der Sprachforscher betrifft, so wird von ihnen eigentlich nur die Tatsache hervorgehoben, daß die Zerlegung des Satzes in Wörter immer nur unvollkommen gelingt; daß man oft schwankt, wie man Worttrennung vornehmen soll. Das ist selbstverständlich und beruht darauf, daß fortwährend neue Gliederung der Begriffe vollführt, d. h. sprachliche Gruppen gebildet werden, die weder alle noch gleich schnell zu Einheiten, d. h. zu neuen, von dem momentanen Zusammenhang unabhängigen Begriffen werden; damit hängt engstens die Herausbildung der reinen Beziehungswörter zusammen, die eben eine Bedeutung nur in Verbindung mit

[1] und [2]: von mir gesperrt.

anderen Wörtern haben. Alles das geschieht allerdings im Satze, ist aber zugleich nur dadurch möglich, daß es überhaupt fest umgrenzte Worteinheiten immer gab. Und das heißt auch gar nicht, daß es keine Grenze zwischen Wort und Satz in dem Sinne gibt, daß man die Wörter nicht aus dem Satzkontinuum herauslösen kann: eine Grenze zwischen Wort und Satz gibt es nicht, aber nur in entwicklungsgeschichtlichem Sinne zwischen einem Wort- und einem Satzganzen. Nichtsdestoweniger sind beide fest gegeneinander abgegrenzte Typen geworden, ebenso wie man des entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhanges wegen die Existenz eines Simplex- und eines Kompositumtypus nicht wegdisputieren kann.

Dabei ist noch zu beachten erstens, daß die Orthographie immer erst eine geraume Strecke hinter der lebendigen Sprachentwicklung hinterherhinkt, so daß, was tatsächlich längst eine feste Einheit bildet, in der Regel erst später und nicht auf einmal zusammen geschrieben wird. Und zweitens, was noch wichtiger ist, fixiert die Schriftsprache nur feste, unabhängige Einheiten; nicht aber momentane, die trotzdem in der gesprochenen Sprache existieren, wie das am deutlichsten die Tatsache der Ableitungen beweist; *eigenhändige* neben *mit eigener Hand gesetzte Unterschrift* (s. oben S. 17). Daran kann man billigerweise nicht mehr Anstoß nehmen als an der Tatsache, daß die Schriftsprache nur psychisch individualisierte Lautänderungen fixiert, nicht aber die nur abhängigen; also z. B. *ich* und *Rache* mit demselben Zeichen *ch* schreibt, obwohl der Laut in *ich* durch Gliederung ein palatalisiertes *ch* ist: dieser Laut ist eben unabhängig noch nicht vorhanden.

Wie wäre es auch möglich, bei der Auffassung der Wortgrenzen, daß jedes Wort als sogenannter verdichteter Satz vorkommen kann und tatsächlich immer und sehr oft vorkommt?

Wenn also Brugmann, Kurze vergl. G. § 364, sich entschuldigt, daß er in seiner Darstellung den Gegensatz von 'Wort' einerseits und 'Wortgefüge' und 'Satz' andrerseits festhält und danach Einteilungen vornimmt, so ist diese Entschuldigung unangebracht.

2. Satzgliederung.

Die aus der Satzgliederung resultierenden, aufeinander bezogenen zwei Bestandteile nennt man bekanntlich Subjekt und Prädikat. Die Vorstellung wird gegliedert apperzipiert und diese Glieder treten natürlich nacheinander in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit, d. h. eins von ihnen ist dominierend. Welches? Die Antwort ist sehr einfach.

Das sogenannte Subjekt ist das identifizierte und das sogenannte Prädikat das unterscheidende Glied der Vorstellung, und demnach ist grundsätzlich das Subjekt dominierend als das unerläßliche Prius und Bedingung der Gliederung. Aber in dem Moment der sprachlichen Apperzeption kann schon das Prädikat dominierend sein und demnach an erster Stelle stehen. Ob also in dem Satze, d. h. in dem Augenblick der stattfindenden sprachlichen Apperzeption der betreffenden Vorstellung das Subjekt oder das Prädikat an erster Stelle stehen, das hängt im allgemeinen von dem momentanen Zusammenhang des Bewußtseins ab. Da aber solche Bedingungen sich wiederholen, so kann auch eventuell die eine oder die andere Stellung automatisiert verlaufen und vorbildlich werden.

Anmerkung 1. Dabei kann noch immer okkasionell und fakultativ jedes Glied durch den Ton gehoben sein, wie überhaupt jedes Glied irgendeines sprachlichen Gebildes. Das heißt, neben der Abstufung, die sich in der Reihenfolge der Glieder kundgibt, kann immer noch eine weitere Abstufung der Aufmerksamkeit stattfinden und ausgedrückt werden.

Anmerkung 2. Die oben gegebene Definition des Subjektes und Prädikates wird hoffentlich endlich einmal die Verwirrung, die auch durch Wundts Bemerkungen (II, 257 ff.) gar nicht geringer geworden, beseitigen. Wundt hat die Verwirrung noch größer gemacht, indem er seine Ansicht folgendermaßen zusammenfaßt (II, 261 ff.): Logisches und grammatisches Subjekt, logisches und grammatisches Prädikat fallen im Aussagesatz notwendig zusammen. Dagegen kann man vom psychologischen Subjekt oder Prädikat gar nicht reden: wir haben nur den psychologisch betonten Satzteil zu unterscheiden, und der kann jedes Wort sein (auch eine Nebenbestimmung). „Das logisehe Subjekt des Satzes, welches wegen der

Untrennbarkeit der logischen von den psychologischen Motiven immer auch das psychologische Subjekt ist[1], kann am stärksten, es kann aber auch verhältnismäßig schwächer gehoben sein: das sind Unterschiede, die man eben deshalb, weil sie sich mit den logischen des Denkens immer verbinden und nicht selten durchkreuzen, unbedingt auch mit andern Namen belegen muß, wenn nicht eine bedauerliche Verwirrung der Begriffe entstehen soll" (II, 262). Diejenige Wortvorstellung des Satzes, die beim Sprechen desselben im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht, ist nun die dominierende Vorstellung zu nennen. Danach ist klar, daß Wundts Kritik des „psychologischen Subjekts und Prädikats" sich eben nur auf die Aufstellung und Verwendung dieser Begriffe durch die Sprachforscher bezieht; aber dann fragt man vergebens nach einer wirklich psychologischen Definition des Subjektes und Prädikates: die ist nirgends da. Und so kann es auch nicht wundernehmen, daß Sütterlin (Das Wesen der sprachl. Gebilde, 150) Wundts Ausführungen so verstanden hat, daß Wundt die Bezeichnung „dominierende Vorstellung" für das psychologische Subjekt vorschlägt. Dagegen protestiert Sütterlin energisch; er meint, das scheine auf einer Verwechslung zu beruhen, und fährt so fort: „Nach meiner Auffassung wenigstens — und ebenso nach der Pauls, Wegeners und von der Gabelentzens — ist das psychologische Subjekt die Vorstellung, von der schon vorher die Rede war, das psychologische Prädikat aber die neu hinzukommende. Nicht die Wortstellung unterscheidet also psychologisches Subjekt und Prädikat, sondern der Zusammenhang, und das Subjekt steht nicht immer voran, sondern ebensogut nach ('Korinth war im Jahre 146 v. Chr. römisch geworden; Mummius hatte es da erobert'). Betont ist in der Regel auch nur der Ausdruck für diese zweite Vorstellung: was Wundt dominierende Vorstellung nennt, ist also augenscheinlich das psychologische Prädikat der älteren Auffassung" (a. a. O.). Wenn irgend etwas die Berechtigung der Kritik von seiten Wundts dieser von den Sprachforschern aufgebrachten Begriffe „psychologisches Subjekt und Prädikat" zeigen kann, so sind es die Worte und das Beispiel Sütterlins. Aber erstens ist es, wie gesagt, nicht verwunderlich, daß Sütterlin Wundts Ausführungen nicht verstanden hat. Denn derselbe sagt nicht kurz und bündig: (grammatisches,) logisches und psychologisches Subjekt und ebenso das Prädikat sind (in einem Aussagesatz) identisch; daneben kann jedes von ihnen oder auch irgend-

[1] Von mir gesperrt.

ein anderer Satzteil (soweit er da ist) gefühlsbetont sein, und diesen Teil wollen wir dominierende Vorstellung nennen, sondern er geht um die Sache im Kreise herum. Außerdem ist Sütterlins (und anderer) Unterscheidung der zwei Satzteile, eines, von dem schon vorher die Rede war, und eines neu hinzukommenden im gewissen Sinne richtig. Alles das erledigt sich hoffentlich endgültig durch oben gegebene Fassung.

3. Gibt es eingliedrige Wörter und Sätze?

Wenn man von den primären Interjektionen absieht, soweit dieselben wirklich nichts mehr sind als reine Gefühlslaute und man sie dann mit Wundt (I, 302 ff.) als Naturlaute bezeichnen kann,[1] so läßt sich innerhalb der sprachlichen Gebilde überhaupt von Eingliedrigkeit nur im folgenden Sinne reden: a) haben wir eine Wort-, aber nicht Ausdruckseingliedrigkeit in allen den Fällen, wo ein einzelnes Wort ein selbständiges Ganzes bildet, wobei aber das zweite Glied in der Gefühlsbetonung sich äussert; b) haben wir sonst nur resultative Eingliedrigkeit und auch das z. T. nur in abstracto, d. h. wenn wir das betreffende Wort theoretisch für sich betrachten; c) ganz augenfällig scheinbare Eingliedrigkeit in allen den Fällen, wo das unter b) bezeichnete Endresultat erst vorbereitet wird. Alles das bezieht sich im allgemeinen auf jedes sprachliche Gebilde von einer Partikel angefangen, die nur noch Funktionsbedeutung aufweist, bis zu einem Satz.

Die Frage, ob es eingliedrige Sätze gäbe, steht demnach im engsten Zusammenhange mit der Frage eingliedriger Wörter und muß daher zusammen behandelt werden.

Als wahrscheinliches Resultat hat sich uns oben ergeben, daß alle Gegenstandsnamen zweigliedrig ihrem Ursprunge nach sind, auch die sogenannten Wurzelnomina der idg. Ursprache, d. h. derjenigen Epoche, die sich unmittelbar aus der Vergleichung der einzelnen idg. Sprachen ergibt. Wir haben uns dort auf Analogie der geschichtlichen Entwicklung, welche immer neue Wurzelnomina schafft, sowie auf die Grundtatsache

[1] Oder: „eine an sich vorsprachliche Lautbildung, die aber noch in das Gebiet der Sprache hineinreicht", II, 250.

gestützt, daß nach allem, was wir wissen, nur bei völlig neuen Objekten die Rede von eingliedrigen Benennungen, d. h. ebenfalls völlig neuen, sein könnte. Wir müssen diesen Punkt jetzt näher ins Auge fassen.

Es ist eben klar, daß der Prozeß der Differenzierung in dem ureigensten Wesen der Erscheinungen begründet ist und daß man seinen „Anfang" überhaupt nicht angeben kann. Wollen wir theoretisch von einem Sprachzustande ausgehen, in dem nur erst eine gewisse Anzahl einfachster Interjektionen sich befindet, so sind dieselben solange nicht Sprache im eigentlichen Sinne, solange sie nicht auf ein Objekt (Vorgang) bezogen werden. Stößt jemand ein *ah* oder *oh* aus nur als reflexartigen Ausdruck seiner einfach gegebenen Gefühlsstimmung, ohne sie auf etwas zu beziehen oder beziehen zu können, so kann man das als eingliedrigen Ausdruck gelten lassen; wir können aber damit auch nichts anfangen. Es ist eben noch nicht Sprache, wie das auch Wundt meint. Wurde dagegen ein solcher Gefühlslaut auf einen Gegenstand bezogen, so entstand eine scheinbar eingliedrige Benennung: scheinbar; denn sie setzte sich aus zwei Gliedern zusammen, der Vorstellung des Gegenstandes und des durch sie erregten Gefühls.

War aber auf diese oder eine andere Weise eine Anzahl von primitiven Sprachexponenten für die dem Menschen nächstliegenden Vorstellungen da, so ist es klar, daß jede neue in den Gesichtskreis der Aufmerksamkeit tretende Vorstellung auf die schon vorliegenden bezogen wurde. Anders konnte das gar nicht geschehen. Das zweite unterscheidende Glied war dabei entweder auch aus dem Vorhandenen benannt, oder fand seinen Ausdruck in der Situation (Hinweisung). Wir können uns diese Vorgänge einigermaßen klar machen, wenn wir unsere Kultursprachen mit den Sprachen vieler sogenannter wilden Stämme in bezug auf Vorrat schon selbständig differenzierter Begriffe vergleichen. Wir haben z. B. selbständige psychisch-sprachliche Begriffe „Haar, Blatt, bzw. Blätter, Strahl": der südamerikanische Indianer hat nur ein Wort für diese Begriffe. Natürlich wird das schon differenziert durch

Hinzufügung der unterscheidenden Glieder „Mensch, bzw. Kopf u. s. w., Palme, Sonne", wobei diese Glieder auch in der Situation oder in der Gesamtvorstellung gegeben sein können; auf diese Weise entstehen eben neue Begriffe und neue Wörter (neue Bedeutungen). Je weiter wir in der menschlichen Entwicklung zurückgehen, desto mehr haben wir zu erwarten, Beziehungen neuer Vorstellungen, d. h. deren Gliederungen zu finden, die uns überhaupt wohl ganz unerklärlich wären. Wir haben nur bei den noch jetzt tief stehenden Völkern eine, aber natürlich schon weit entlegene Analogie des Bewußtseinszustandes eines Urmenschen.

Alles in allem meine ich, daß die Entstehung des Wortes als Ausdruck für eine Gegenstandsvorstellung durch Gliederung in die Urzeiten der Menschenentwicklung zurückgeht. Da aber, wie Wundt nachgewiesen hat, die Bezeichnungen für Eigenschaften und Zustände oder Vorgänge der Objekte erst auf Grund dieser entstehen konnten, so ist es klar, daß überhaupt für jedes Wort die zweigliedrige Entstehung anzunehmen ist: man könnte höchstens vielleicht gewisse einfache hinweisende Pronomina davon ausschließen, obwohl ich auch das nicht glaube. Eine einfache sprachliche Orientierung im Raume wird gewiß ebenso wie verschiedene Gefühlslaute und eine Anzahl primitiver irgendwie entstandener Vorstellungsnamen von allem Anfang da gewesen sein: ja solche Urpronomina werden zweifellos eine wichtige Rolle bei der Differenzierung der Vorstellungen als unterscheidende Glieder gespielt haben; aber historisch überlieferte Pronomina sind zweifellos selbst schon zweigliedrig entstanden. Über die anderen Redeteile, Verba u. s. w. werde ich übrigens noch unten handeln.

Alles das bezieht sich auf Entstehungsphasen der Wörter und natürlich um so mehr auf die Sätze. Jetzt will ich auf die oben schon erwähnten Fälle der „Eingliedrigkeit" genauer eingehen.

a) Das zweite Glied liegt in der Gefühlsbetonung. Das sind die sogenannten „eingliedrigen" Sätze, deren Existenz von den Sprachforschern hartnäckig und mit Recht behauptet wird, die Vokative und Imperative. Nur ist dabei zweierlei zu

beachten: 1) daß es nur Wort-, nicht Ausdruckseingliedrigkeit ist; 2) daß überhaupt jedes Wort ebenso angewendet werden kann.

Wenn eine Vorstellung (überhaupt, nicht nur Gegenstandsvorstellung) Gefühle oder Willensäußerung erregt, so kann das diese Vorstellung bezeichnende Wort allein ausgesprochen werden, wobei die betreffenden Gefühle a) durch verschiedenste Modulationen des meist tönenden Expirationsstromes ausgedrückt werden, zugleich aber dieser Ausdruck b) durch die ganze Situation, d. h. den ganzen Zusammenhang des augenblicklichen Bewußtseinsinhaltes unzweideutig orientiert ist. Beispiele für Vokative und Imperative brauche ich nicht anzuführen; sonst vergleiche z. B. solche Willensäußerungen wie *vorwärts! zurück! weg! auf! Tageblatt! Messer!* u. s. w., oder Gefühlsäußerungen wie *der Feind! Polizei!* u. s. w. Nun ist zu beachten, daß bei gemäßigteren Gefühlen dafür Sätze gebraucht werden wie: *bitte mir das Tageblatt zu geben! der Zug kommt schon an* (statt *der Zug!*); *ei, der Hans ist gekommen!* oder *Du bist gekommen, Hans!* (statt kurzem freudigen *Hans!*) u. s. w. u. s. w. Das heißt also: starke Affekte hindern im allgemeinen eine Gliederung der Vorstellung, einen gegliederten Satz, indem sie selbst an Stelle des unterscheidenden Gliedes sich unterschieben und nur das identifizierte Glied ausgesprochen wird. Man kann also solche Sätze „relativ eingliedrige Affektsätze" nennen. Die Vokative und Imperative unterscheiden sich von den okkasionell gebrauchten Wörtern nur dadurch, daß sie automatisierte Ausdrücke einer Willensäußerung geworden sind, so daß dieselben eventuell ohne besondere Modulation der Stimme unzweideutig sind; d. h. man kann sie z. T. als verdichtete Affektsätze bezeichnen, in welchen das Gefühlsglied dauernd in das andere aufgenommen wurde.

Ich meine dabei natürlich nur die Vokative und Imperative als automatisierte Ausdrücke für Rufe und Befehle. Daneben kann der Vokativ — selbstverständlich in den Sprachen, die eine besondere Form für den Vokativ besitzen — ebenso wie der Nominativ mit allen möglichen Gefühlsnuancen gebraucht werden. Also z. B. im Polnischen der Vokativ *Karolu!* neben dem No-

minativ *Karol!* staunend, bittend, drohend, vorwurfsvoll u. s. w. Und das wirft auch klares Licht auf die Entstehung des Vokativs: derselbe kann ursprünglich nichts anderes gewesen sein als eben der „Nominativ", d. h. diejenige Form, die selbst als Subjekt zu keinem Beziehungsausdruck dient, sondern auf welche andere Glieder bezogen werden. Nun war ja die Form immer a) in einem gewöhnlichen Satze, b) als Affektsatz verwendet, bzw. verwendbar; und da in diesem zweiten Fall die Verwendung als Zuruf fortwährend sich wiederholte, so wurde diese neue Bedeutung, bzw. dieses neue Wort eben als solches selbständig. Andrerseits war der sogenannte Nominativ zweifellos immer auch als Prädikat verwendet, und offenbar hier, wo er eine Beziehung ausdrückte, bekam er seine „Endung". Da das aber nicht durchweg geschah und nach weiterer Entwicklung, wo die Beziehung durch die sogenannte Kopula regelmäßig ausgedrückt wurde, war diese einheitlich gewordene Form wieder nur „Nominativ" schlechthin.

Mit den Imperativen verhält es sich im Grunde genommen nicht anders. Sie drückten ursprünglich nur die Verbalvorstellung aus, welche die Willensäußerung erregt hat, ohne sonst irgendwelche Beziehungen zu anderen Vorstellungen. Sie wurden auch erst später, wie man längst nachgewiesen hat, in das inzwischen entwickelte Verbalsystem mehr oder minder vollständig eingefügt, so daß sie nun an dem Ausdruck der verschiedenen verbalen Gattungs- und Beziehungsbegriffe teilnahmen. Das geschah aber nur, insofern der Imperativ, d. h. die betreffende ursprüngliche allgemeine Verbalform, in der Funktion als Zuruf, bzw. Befehl (Bitte) selbständig wurde. Daß diese Form ursprünglich auch verwendet wurde, wenn die Verbalvorstellung irgendwelche Gefühle erregte, kann keinem Zweifel unterliegen. Erstens werden die 2. Sg. Imperativi noch jetzt z. B. im Slavischen in lebhafter Rede so verwendet für irgendeine Form des Verbum finitum der normalen Apperzeptionsweise. Zweitens ist die Existenz der verbalen Interjektionen zu berücksichtigen, die von vielen konkreten Verben teils in Anlehnung an Imperativformen, teils in Anlehnung an onomatopoetische Vorgangsinterjektionen gebildet werden, z. B. polnisch *łap!* zu *łapać*

'packen, ergreifen, einfangen', oder *myk!* zu *mykać,* bzw. *mknąć* 'schnell hinweggleiten' und dgl. Drittens ist zu beachten, daß in historischer Zeit als solche einfachen verbalen Ausrufe meistens die Infinitive oder sonst welche Verbalnomina gebraucht werden, die eben in solcher Verwendung nur fortgeschrittenere Kontinuationen vorhistorischer „Stamm"formen sind. Werden ja doch Infinitive und Partizipien (so allgemein im Slavischen, z. B. russ. *pošòl!* 'weggegangen', wie *stillgestanden!* — aber das sind als Typus hauptsächlich verdichtete Potentiale) als Imperative gebraucht.

b) Über resultative Eingliedrigkeit bei den Gegenstandswörtern haben wir oben gehandelt und gesehen, daß dieses Resultat auf zweifachem Wege erreicht werden kann. Entweder geht das ursprünglich identifizierte Glied schließlich zugrunde, oder aber es verschwindet das unterscheidende; wobei der erste Fall in zweifacher Weise erfolgen kann: a) durch sogenannte Verdichtung, wenn dieses Glied nicht ausdrücklich genannt zu werden brauchte; b) gewöhnlich durch allmähliches Zusammenwachsen des Gliederpaares, wobei schließlich nur noch das erste Glied bleiben kann als sogenanntes Wurzelnomen. Der zweite Fall kann ebenfalls auf diese zweifache Weise eintreten, aber in der Regel geschieht das durch die Verdichtung. Die beiden Fälle unterscheiden sich schon auf der Stufe eines Simplex gar nicht: *Adler,* aus *edel-ar* 'Edelaar' geworden, sieht so aus und verrichtet dieselben Dienste wie z. B. *Feder* aus *Schreibfeder,* oder, um ein Beispiel mit zurückgebliebenem Unterscheidungsgliede zu nennen, wie z. B. *Kirsch* aus *Kirschwasser.* Eventuell werden dann beide zu „Wurzelwörtern".

Aber diese Eingliedrigkeit ist nur in abstracto da: „etwas absolut Einfaches", wie Brugmann, Kurze vgl. Gr., S. 282, die Wörter *baar, ich, auf* nennt, gibt es eigentlich überhaupt (abgesehen von Interjektionen) nicht; denn in Wirklichkeit wird jeder Begriff, repräsentiert durch ein auf irgendwelcher Stufe sich befindendes Wort, irgendwie, wenn auch momentan und minimal, gegliedert. S. oben S. 31 ff.

Was nun die Sätze betrifft, so ist es im allgemeinen nur die Eingliedrigkeit durch Verdichtung, die wir fortwährend

beobachten. Und zwar entweder okkasionelle, wie z. B. im Gespräch: *Wer kommt da? Hans,* wo natürlich in der Antwort die Gliederung fortdauert, oder habituelle, a) in Antworten wie *ja, nein* u. dgl.; b) in den sogenannten Impersonalia.

Daß die Impersonalia, d. h. Sätze wie *es regnet, es schneit, es zieht, es brennt* u. s. w. ursprünglich zweigliedrig gewesen sind, dürfte nach allem Vorhergehenden klar sein. Dieselben sind gar nicht Ausrufe wie *ein Blitz! Schnee!,* nicht einmal Ausrufe *es regnet!* (z. B. ungefähr in der Bedeutung wie *es gießt!*) u. s. w. zu vergleichen; denn damit hat es andere Bewandtnis, s. oben S. 69 f., sondern es sind resultativ eingliedrige, aus zweigliedrigen verdichtete Sätze. Die Gliederung, von der zwei Typen anzusetzen sind: 1) *Gott regnet* u. dgl., 2) *der Regen fällt, fließt,* u. dgl., wiederholt sich ja fortwährend, wobei das identifizierte Glied noch dazu als unzählige Male anschaulich vorhanden nicht genannt zu werden brauchte, und so wurde dasselbe mit dem unterscheidenden Gliede zu einer Satzeinheit auf demselben Wege wie ein Wort. Ausschlaggebend für diese Auffassung der sogenannten Impersonalia ist die Tatsache, daß sie eben Verbalformen sind. Wenn sie Reste irgendwelcher primitiven ungegliederten Sätze wären, so wäre nicht abzusehen, warum nicht eher Substantive dieselben fortsetzen sollten. Ich bin also derselben Ansicht wie Wundt II, 221.

4. Nominal- und verbalprädikative Sätze. Definition des Satzes.

Man unterscheidet zwei Arten von Aussagesätzen, je nachdem das unterscheidende Glied derselben ein Nomen oder ein Verbum ist, und ich nenne den Satz im ersten Falle nominalprädikativ, im zweiten verbal-prädikativ. Der Wundtschen Terminologie, 'attributive und prädikative Sätze', kann ich mich nicht anschließen z. T. aus praktischen Gründen, hauptsächlich aber wegen des von Wundt in diese Bezeichnungen hineingelegten Unterschiedes.

Wundt hat seine tiefsinnigen Ausführungen über den Zusammenhang, die Richtungen und den Inhalt des sprach-

lichen Denkens (II, 402 ff., 409 ff.) und die daraus resultierenden Unterschiede eines primitiven, mehr anschaulichen, konkreten und assoziativen Denkens und eines entwickelten, mehr abstrakten und apperzeptiven (nur als zwei Hauptstadien der Entwickelung hingestellt) scheinbar konsequent auch auf seine letzte Einheit, den einfachen Satz, übertragen. Und er meint, daß die attributive Gliederung als Wirkung einer hauptsächlich assoziativen Apposition offen ist, d. h. im Prinzip x-gliedrig sein kann; dagegen sei die prädikative Gliederung als Wirkung der apperzeptiven Zerlegung geschlossen d. h. zweigliedrig (II, 316). Ist das Prädikat ein Nomen, so ist das eben eine attributive Satzform; im Grunde genommen sei auch ein Aussagesatz mit Kopula attributiv; denn die Kopula ist erst nachträglich hinzugetreten unter dem Einfluß der prädikativen Satzform. Die Kopula „hat ausschließlich eine formale Funktion, das ist eben die, den ursprünglich attributiven Ausdruck in einen prädikativen umzuwandeln" (II, 270); „erst dadurch ist das Prinzip der dualen Gliederung auch auf die attributiven Sätze durchgängig übergegangen"[1] (II, 270). Und deswegen zeige der Gefühlssatz die primitive attributive Form: „statt eines Prädikates enthält er ein Attribut, d. h. er enthält keinen zweiten Begriff, der von dem ersten ausgesagt werden soll, sondern statt dessen eine nähere Bestimmung, die zu jenem hinzugefügt wird" (II, 266). Der Unterschied der offenen attributiven und der geschlossenen prädikativen Gliederung zeige sich aber nicht nur in der Grundgliederung des Satzes sondern auch in der weiteren Gliederung der Hauptglieder. „Durch die Scheidung der Redeteile sondern sich im Satze Wörter und Wortgruppen und werden zugleich in jene Beziehungen zu einander gebracht, welche die Grammatik teils nach ihrer logischen Funktion, teils nach ihren äußeren Verbindungen mit den Namen Subjekt, Prädikat, Attribut, Adverbiale, näheres und entfernteres Objekt zu bezeichnen pflegt. Wenn wir nun, von der besonderen logischen Bedeutung dieser Verbindungen

[1] Von mir gesperrt.

absehend, lediglich den formalen Charakter derselben ins Auge fassen, so zeigt sich, daß jede zunächst aus zwei Gliedern von verschiedener Funktion zusammengesetzt ist. Dem Subjekt steht das Prädikat, dem verbalen Prädikat das Objekt, dem nominalen Subjekt oder Objekt sein Attribut, endlich dem Verbum seine in der Funktion dem Attribut analoge adverbiale Bestimmung gegenüber" (II, 309 f.). Nun können jedem dieser Glieder weitere Begriffe zuwachsen, und es ergeben sich auf diese Weise „zwei Arten der Wortverbindung im Satze: die eine können wir die geschlossene, die andere die offene nennen" (II, 310). Eine geschlossene Verbindung bilden 1) Subjekt und Prädikat; 2) Prädikat und Objekt (näheres oder entfernteres); dagegen attributive Ergänzungen des Subjektes, des Objektes und des verbalen Prädikates bilden eine offene Verbindung. Wenn nämlich auch im ersten Fall eventuell das eine oder das andere Glied (oder auch beide) in mehrere Teile zerfallen, so sind sie doch immer ursprüngliche Bestandteile einer einzigen Gesamtvorstellung; dagegen existiert im zweiten Fall eine bestimmte, durch den Inhalt der ursprünglichen Gesamtvorstellung gebotene Grenze überhaupt nicht. Z. B. *Alexander, Cäsar und Napoleon waren große Feldherren und ausgezeichnete Staatsmänner:* hier sind nach Wundt die koordinierten Subjekte und Prädikate ursprüngliche Glieder einer Gesamtvorstellung, und der Satz bewahrt den Charakter einer geschlossenen Verbindung; ebenso bilden in dem Satz: *der Feind zerstörte die Festung, die Stadt und die umgebenden Dörfer* die drei Objekte Bestandteile eines einzigen zusammengehörigen Tatbestandes, die sämtlich schon in der zugrunde liegenden Gesamtvorstellung enthalten waren. Sagt man dagegen z. B. *er ist ein guter, treuer, gewissenhafter, fleißiger Mensch,* so wird nach Wundt ziemlich sicher anzunehmen sein, daß mehrere dieser Prädikate bei Beginn der Aussage nicht einmal undeutlich vorschwebten, sondern daß sie sich successiv als Ergänzungen der zuerst ausgesprochenen eingestellt haben (II, 310 f.).

Alles das klingt höchst befremdend; ist auch, wie sich bei näherer Betrachtung zeigt, nicht richtig. Man kann nur zugeben, daß ein Attribut (im gewöhnlichen Sinne des Wortes)

viel leichter nachträgliche Assoziationen auslösen kann, die zu der ursprünglichen Gliederung nicht gehörten, da es eben nur das unterscheidende Merkmal des identifizierten Grundgliedes ist; aber es kann auch jeder andere Satzteil nachträglich auf diese Weise erweitert werden, und es hat überhaupt mit der Grundgliederung nichts zu tun. Hält jemand z. B. einen Vortrag über Napoleon, Cäsar und Alexander, dann bilden natürlich die drei Subjekte von vornherein eine willkürliche Einheit; will aber jemand von ungefähr nachweisen, daß große Feldherren auch gute Staatsmänner sein können, so werden sich ihm die betreffenden Namen oder noch mehrere doch nur successive assoziieren, und er wird nicht mit dem oben angeführten Satz sofort herausplatzen. Oder sage ich z. B.: *der Mensch tut nichts; er lumpt nur, schläft, säuft, frißt und schlägt den Tag tot;* waren da alle diese Prädikate in der „ursprünglichen" Gesamtvorstellung vorhanden? Alles das ist ja selbstverständlich. Das apperzeptiv Gegliederte bildet doch nur sozusagen den Grundstock, das Gerüst unseres Bewußtseinslebens, und zwar auf jeder Entwicklungsstufe; das bezieht sich aber vor allem auf den Zusammenhang des Bewußtseinslebens, wie er sich in dem mehr oder weniger umfassenden Aufbau des Einzelsatzes und der Art der Verknüpfung von Sätzen offenbart; erst in zweiter Linie kommt das nicht von Anfang an Apperzipierte und Eingegliederte innerhalb eines Satzes zum Vorschein. Der Satz aber als solcher und alle sprachlichen Gebilde, d. h. ausgebildete Ausdruckseinheiten sind ohne Ausnahme zweigliedrig, da sie eben Exponenten der Apperzeptionsvorgänge und nur derselben sind. Sie sind also alle „geschlossen". Ich muß auch aufs entschiedenste dagegen protestieren, daß Wundt den sogenannten attributiven, d. h. nominal-prädikativen, Satz als nicht grundsätzlich zweigliedrig betrachtet. Und ebenso entschieden muß ich die merkwürdige Auffassung zurückweisen, daß das Attribut (also im Wundtschen Sinne auch das nominale Prädikat) nur „eine nähere hinzugefügte Bestimmung", dagegen das Prädikat (d. h. das verbale P.) „ein neuer Begriff, der von dem Subjekte ausgesagt wird", ist (II, 266)! Also etwa in dem Satze *er ist Soldat,* oder russisch ohne Kopula *on soldát;*

oder in einem solchen wie: *der Vater ist gesund,* polnisch ohne Kopula *ojciec zdrów* und in Hunderten ähnlichen sollen die Prädikatsnomina „keine neuen Begriffe sondern nur hinzugefügte nähere Bestimmungen" sein — dagegen z. B. im Satze *der Vater sitzt* u. s. w. umgekehrt. Man kann auch gar nicht so ohne weiteres zugeben, daß nominal-prädikative Sätze „primitiver" sind als die verbal-prädikativen: wenn überhaupt in dem Bewußtsein des Menschen gegenständliche Begriffe vorhanden sind und wenn eine solche Apperzeption einer Gesamtvorstellung stattfindet, daß als unterscheidendes Glied derselben ihre gegenständliche Teilvorstellung auftritt, und zwar ohne irgendwelche speziellere Beziehungen, was ist da eigentlich „Primitives" daran? Wenn eine Sprache noch kein Verbum hat und Zustände und Vorgänge noch ganz gegenständlich auffaßt, so ist das ja etwas anderes. Aber in unseren Sprachen beweist die Existenz der nominal- und der verbalprädikativen Sätze weiter nichts, als daß eben — Gott sei Dank — noch nicht alles zu Verben geworden ist.

Wundt beruft sich auf die Gefühlssätze, indem er sich die Sache so zurechtlegt. Die Gefühls-, bzw. Ausrufungssätze sind noch heute überwiegend nominal und sind es ursprünglich immer gewesen (II, 265); diese assoziative (nicht apperzeptive) Verknüpfung der Vorstellungen beruht eben auf der Wirkung des Affektes. „Indem im Affekt das Wogen der Gefühle in jedem Moment neue Vorstellungen in das Bewußtsein hebt, ergießt sich die Sprache des Affekts mehr als die gewöhnliche Rede in Sätzen, in denen sich unmittelbare Assoziationen in offenen Wortverbindungen an Vorangegangenes anreihen" (II, 340). Da aber die apperzeptiven Funktionen sich allmählich aus den assoziativen entwickelt haben, so hat sich „in den Gefühlssätzen die attributive Gedankenform noch in einer Weise erhalten, die an die primitivsten sprachlichen Bildungen erinnert" (II, 340).

Dagegen ist zu bemerken, daß der Gefühlssatz in ebenso unzähligen Fällen als reiner Verbalsatz vorkommt, z. B. *der läuft aber! wie der Kerl einhergeht! er kommt! kommt schon gelaufen! was machst du da?!* u. s. w. u. s. w. Daß die ganz gewöhnlichen Ausrufe wie *der säuft aber! der singt aber!* ver-

dichtete Sätze sind *(der säuft wie ein Loch! der singt, daß man sich die Ohren zuhalten möchte!),* bestreite ich gar nicht; aber darum handelt es sich nicht, vielmehr darum, daß das stehende Ausdrucksformen der Gefühlssätze sind, ebenso wie man auch rein nominal ausruft: *eine Dummheit! (eine Dummheit sondergleichen! eine Dummheit, daß . . . !).* Wenn man übrigens einen Ausruf wie *herrliche Landschaft!* mit einem wie *herrlich singt er!* vergleicht, so könnte man sich wieder geneigt fühlen, den nominalen Ausdruck für eine Verdichtung zu halten, da man daneben ebensogut sagen kann: *die Landschaft ist herrlich!* Eine andere Kategorie bilden die gefühlsbetonten Fragesätze, die keine Frage mehr enthalten, z. B. *ach, was sagst du!* ärgerlich ausgestoßen; aber dasselbe finden wir bei den Nominalsätzen. Ja, Wundt führt nur solche Beispiele wie *welche Freude!* an. Ich will die Sache nicht weiter verfolgen, sondern meine Ansicht kurz dahin zusammenfassen, daß im Affekte der Mensch sich der jeweilig ausgebildeten, ihrem Ursprung nach apperzeptiven Sätze bedient, wobei dieselben aber höchst wahrscheinlich als ein eingliedriger Komplex, der eben das zweite Glied, das Gefühl, erregt hat, in seinem Bewußtsein auftreten. Diejenige Teilvorstellung, welche im Vordergrunde des Gefühlsbewußtseins steht, ist dabei natürlich vor allem benannt; alles andere kann eventuell, das hängt eben von der Stärke der Gefühle ab, wegbleiben: s. oben über die einwortigen Gefühlssätze. Und selbstverständlich kann das ebensogut ein Gegenstand, wie dessen Eigenschaft oder Vorgang sein. Dieses Verhältnis ist aber auf jeder Sprachstufe vorhanden, soweit der Mensch nicht nur noch in Interjektionen seinen Gefühlen Luft macht.

Anmerkung 1. In dem Abschnitt über die „Gruppen im Satze" behandelt Brugmann, Kurze vgl. Gr. (§§ 866 ff.), den Gegenstand nach Wundt II, 309 ff. Ich weiß nun nicht, ob die Brugmannschen „Bestimmungsgruppen" den Wundtschen „geschlossenen Verbindungen" und seine „Erweiterungsgruppen" den „offenen Verbindungen" entsprechen sollen, oder nicht. Tatsächlich tun sie das nicht, und ich sehe auch nicht ein, was die „Erweiterungsgruppen" (§§ 876 f.) eigentlich demonstrieren sollen.

Anmerkung 2. Was die nominal-prädikativen Sätze ohne die sogenannte Kopula betrifft, so glaube ich alles in allem doch, daß

dieselben gar nicht direkt einen primitiven Satztypus fortsetzen (natürlich denke ich hier nur an das Indogermanische), sondern sich aus verbal-prädikativen entwickelt haben. Und zwar: 1. muß man billigerweise alle Sätze, in denen das Subjekt ein Pronomen ist, gesondert betrachten, da die Pronomina durch nahe Beziehungen zum Verbum immer selbst etwas von der verbalen Kraft in sich haben können. Also stehen Sätze wie ai. *tvá váruṇaḥ* 'du Varuna (bist)', pol. *on dobry* 'er gut (ist)' nicht auf gleicher Stufe mit Sätzen wie russ. *moj brat—saldát*, in welchen übrigens das Verhältnis durch Tonmodulation und Pause unterstützt wird. Ebenso bilden Sätze, in denen das Prädikat ein Verbalnomen ist, eine besondere Gruppe: τοῦτο ποιητέον. Was übrigbleibt, der regelmäßige Mangel der Kopula in allen nominal-prädikativen Sätzen in einigen slavischen Sprachen und im Litauischen, ist nachweisbar sekundären Ursprungs, und zwar ist es ebenso wie solche fakultative Sätze andrer idg. Sprachen als Verdichtung zu betrachten: die Kopula als ständig wiederholtes Glied des Prädikats konnte dauernd oder momentan in das andere Glied desselben aufgenommen werden. Unterstützt wurde das im Slavischen und Litauischen dadurch, daß inzwischen durch Zusammensetzung mit dem Pronomen eine besondere Form für das attributive Adjektiv ausgebildet wurde: also bedurfte das prädikative Adjektiv um so weniger der Stütze der Kopula. Dasselbe bezieht sich auf die 3. Sg. Pl. Präterifi, die fast in allen slavischen Sprachen längst ohne die Kopula gebraucht werden, z. B. poln. *ojciec czytał* = russ. *otéc čitál* 'der Vater las' (urspr. 'gelesen habend' ist), was sich auch ganz deutlich nachweisen läßt. Dagegen finden wir nirgends das umgekehrte Verhältnis: nirgends können wir beobachten, daß die Kopula zuerst regelmäßig nicht vorhanden war, um dann ebenso regelmäßig gebraucht zu werden. 2. Noch wichtiger ist meiner Ansicht nach folgende Betrachtung. Die sogenannte Kopula war ursprünglich ein Verbum „mit anschaulicher Bedeutung": das wird von allen gelehrt und ist natürlich richtig. Wir können das sehr gut an dem deutschen *werden* exemplifizieren, das neben der Bedeutung 'entstehen' seit urgermanischer Zeit als punktuelle Kopula neben 'sein' verwendet wird (deswegen ist das Präsens *ich werde* zum Futurum geworden); wir können aber durch Vergleich mit anderen idg. Sprachen nachweisen, daß die ursprüngliche Bedeutung 'sich drehen, sich wenden, sich verwandeln' gewesen ist: ganz ähnlich wird z. B. im Poln. das von derselben Wurzel stammende *obrócić się (*ob-vortiti sę), obracać się (*ob-vortjati sę)* gebraucht, indem es neben der konkreten Bedeutung 'sich umdrehen, sich um-

wenden' auch als 'sich verwandeln, zu etwas werden' gebraucht wird, z. B. *płonące drzewo obraca się w popiół* 'brennendes Holz verwandelt sich in Asche = wird zur A.' Ein anderes Beispiel ist der Gebrauch des lat. *vivere* in der alltäglichen Sprache; so sagt z. B. Plautus *miseri vivimus* oder ähnlich, was fast ganz = *miseri sumus* ist[1]; man vergleiche ferner lat. *evadere* oder das deutsche *auftreten* u. dgl. Nun wird daraus, daß das idg. Verbum **es-mi* 'ich bin' ursprünglich eine konkrete Bedeutung gehabt haben muß, folgender Schluß gezogen: der Ausdruck ohne Kopula „muß zu der Zeit, als die den Dienst der Kopula versehenden Verba noch einen anschaulicheren Inhalt hatten, alleinherrschend gewesen sein" (Brugmann, Kurze vgl. Gr. S. 627 in Übereinstimmung mit Wundt II, 270). Wie sich aber diese Gelehrten das denken, das ist mir vollständig unklar — abgesehen von ihrer allgemeinen Anschauung über die große „Primitivität" des nominal-prädikativen Ausdrucks. Meiner Ansicht nach ist gerade der entgegengesetzte Schluß berechtigt und notwendig. Wir beobachten ja in der Sprache fortwährend neben der Differenzierung immer neuer Begriffe das Entstehen der Gattungsbegriffe und der darauf beruhenden Beziehungsbegriffe. Also kann eine abstrakte und allgemeine Beziehung zweier Nominalbegriffe, welche durch 'sein' ausgedrückt wird, nur allmählich an Stelle verschiedener, konkreter Beziehungen getreten sein, deren gemeinsames Merkmal aber darin lag, daß der eine Begriff dem anderen momentan oder dauernd substituiert werden konnte. Also sind das entwicklungsgeschichtliche Prius der Sätze mit Kopula in der beobachtbaren Epoche des Indogermanischen nicht Sätze ohne ein Verbum, sondern Sätze mit verschiedenen Verba. Sagen wir denn noch heute nicht *er ist blaß* statt *er sieht blaß aus, das Pferd ist unruhig* statt *das Pferd geht unruhig, er ist Schauspieler* statt *er tritt als Schauspieler auf, er ist Beamter* statt *er dient als Beamter,* oder das klassische, an den Schulkindern gerügte *auf dem Hofe ist eine Linde* statt *steht eine Linde* u. s. w. u. s. w., wenn es uns eben darauf nicht ankommt, die speziellere Beziehung der beiden Begriffe auszudrücken?

Ich bestreite nicht, daß irgendeinmal in ferner Vergangenheit auch Sätze nur aus zwei Nomina gebildet werden konnten; aber

[1] Ich führe die Phrase an aus dem Gedächtnis, sie steht irgendwo im Rudens.

wenn man dabei gar noch an ein Substantiv als Prädikat denkt, so ist diese Epoche durch ungezählte Jahrhunderte von dem Indogermanischen, das wir unmittelbar durch Vergleichung der einzelnen idg. Sprachen gewinnen, getrennt. Die historischen Sätze ohne Kopula setzen nicht jene höchst primitive hypothetische Satzform fort, sondern sind vollständig auf Grund des Verbalsatzes entwickelt. Außerdem ist zu beachten, daß der Gebrauch der Nominativform im Prädikat doch nicht etwas Selbstverständliches ist, sondern er setzt notwendigerweise eine lange verbale Satzentwicklung voraus.

Nach alledem können wir die Definition aufstellen:

Der Satz ist der sprachliche Ausdruck der zweigliedrigen Apperzeption einer Gesamtvorstellung.[1]

Das Substantiv ist der sprachliche Ausdruck eines auf Grund der zweigliedrigen Apperzeption einer Gesamtvorstellung entstandenen Begriffes.

Oder anders gefaßt:

Der Satz ist das sprachliche Resultat der binären apperzeptiven Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ein identifiziertes und ein unterschiedenes Glied, von denen das zweite auf das erste bezogen wird.

Das Substantiv ist das sprachliche Resultat der auf Grund einer Satzgliederung vorgenommenen Synthese einer Gesamtvorstellung.

5. Bildungs- und Bedeutungsvorgänge des Satzes.

Ich will hier nur ganz kurz darauf aufmerksam machen, daß der Satz als Einheit ebenfalls dem zweigliedrigen Bildungs-, bzw. Bedeutungsgesetze unterworfen ist. Wird ein größerer Bewußtseinsinhalt nicht bloß mehr assoziativ in einzelnen Sätzen aneinander gereiht, dann müssen eben die Sätze als Einheiten gegliedert werden: der Hauptsatz ist das Identifizierungs- und der Bestimmungs-, bzw. Nebensatz das Unterscheidungsglied. Sage ich: *Ich fliehe, der Feind kommt,* so ist schon in solcher

[1] Die Definition unterscheidet sich demnach von der Wundtschen nur durch die Aufnahme des Begriffs der Zweigliedrigkeit in dieselbe.

parataktischen Verbindung durch Tonmodulation eine apperzeptive Einheit hergestellt, die mit dem fortschreitenden Bewußtseinsleben immer fester wird. Jetzt sagen wir gewöhnlich: *Ich fliehe; denn der Feind kommt,* d. h. wir bilden schon automatisch feste Komposita; das äußert sich eben in der Herausbildung von Konjunktionen (auch Verbalformen, z. B. Konjunktiven der Nebensätze; Wortstellung), welche nur noch eine Bedeutung innerhalb eines solches Kompositums haben. Natürlich ist dabei der Nebensatz mit seiner Konjunktion selbst schon das Resultat einer Gliederung im Zusammenhang mit der Hauptgliederung in Haupt- und Nebensatz. *Der Feind kommt* ist das unterscheidende Glied dem identifizierten *ich fliehe* gegenüber; aber innerhalb der Hauptgliederung wurde das unterscheidende Glied mit Hülfe automatisierter Sprachmittel in das identifizierte Glied *der Feind kommt* und das unterscheidende Beziehungsglied *denn* differenziert. Gerade so wie in dieser Verbindung die Vorstellung *ich fliehe* von jeder früheren Vorstellung *ich fliehe* durch das Glied *denn der Feind kommt* unterschieden wird, ebenso ist wieder in dieser Verbindung die Vorstellung *der Feind kommt* von etwaigen früheren Vorstellungen *der Feind kommt* durch das Glied *denn* unterschieden. Das ist keine logische Konstruktion, oder wenn es Logik ist, so liegt sie in der Sprache. Daß *denn,* wie überhaupt alle Konjunktionen, erst durch lange Entwicklung selbst dazu gekommen ist, auf diese Weise verwendet werden zu können, tut nichts zur Sache; denn dasselbe ist bei jedem Beziehungsausdrucke der Fall und beruht auf denselben Prozessen, welche jedes Wort in seiner formalinhaltlichen Konstitution schaffen. S. unten VIII.

Nun kann das unterscheidende Glied im Augenblicke der sprachlichen Apperzeption dominierend sein, was sich durch Voranstellen des Nebensatzes äußert; in diesem Fall bildet das Ganze eine noch festere Einheit: *der Feind kommt, ich muß fliehen;* oder noch fester: *da der Feind kommt, so muß ich fliehen.*

Ein solches Satzkompositum kann nun eventuell zu einem Satzsimplex oder eigentlich zu einem ganz festen Kompositum dadurch werden, daß der Inhalt des Nebensatzes auf Grund automatisierter Ausdrucksmittel als Nebenbestimmung ganz fest

in den Hauptsatz eingegliedert wird. Dazu dienen Partizipia und überhaupt Verbalnomina, z. B. poln. *zabiwszy go uciekł* 'totgeschlagen habend ihn floh er = nachdem er ihn erschlagen hatte, floh er', oder *po zabiciu go uciekł* 'nach dem Erschlagen seiner floh er', ähnlich wie im Deutschen *nach dem Essen werden wir spazieren gehen.* Natürlich meine ich nicht, daß historische idg. Nebensätze, bzw. historische idg. Gruppen, aus Haupt- und Nebensatz bestehend, auf diese Weise zusammengeschlossen wurden. Wie wir, prinzipiell daran festhaltend, daß ein Stammkompositum als Typus aus ursprünglichen freien Gruppen entstanden ist, doch nicht sagen, daß z. B. *Knopfloch* aus der heute allein möglichen Gruppe *das Loch für den Knopf* oder dergleichen sich entwickelte; ebenso existierten die Nebensätze in ihrer historischen Form nicht, als sich jener Typus der verbalen Nebenbestimmungen festgesetzt hat. Die historischen Nebensätze sind nur eine weit fortgeschrittene und zum Typus gewordene Entwicklungsphase desselben sprachlichen Gebildes, das frühzeitig in einer anderen Phase auf jene andere Weise typisch geworden ist.

Der „Bedeutungswandel" der ganzen Sätze ist natürlich unzertrennlich mit der Gliederung in Haupt- und Nebensätze verbunden. Wir beobachten ihn in seiner fertigen Gestalt hauptsächlich als resultative Reduzierung auf ein Glied, meistens den Nebensatz, wenn derselbe als das unterscheidende Glied ausdrücklich früher ausgesprochen wurde; auf den Hauptsatz, wenn das unterscheidende Glied nur im ganzen Zusammenhang des Bewußtseins sich ausdrückte. Regelmäßig geschieht das aber nur, wenn die Sätze gefühlsbetont sind, z. B. *daß du dir das merkst!* wo der Sinn des Hauptsatzes *(ich sage es dir; ich gebe es dir zu erwägen* u. dgl.) in den Nebensatz aufgenommen wurde; *so etwas möchte man wirklich gar nicht glauben! (wenn es nicht wahr wäre; hätte ich es nicht selbst gesehen* und dgl.). Vgl. im allgemeinen Brugmann, Kurze vgl. Gr. § 942 f.

Anmerkung. Ich kann es nicht billigen, daß Brugmann die Kategorie, bzw. den Begriff 'Ellipse' beibehält und dazu noch recht äußerlich definiert (§ 936 ff.). Auf den Namen kommt es ja schließlich nicht an, umsomehr als auch die „Verdichtung" nicht beson-

ders ansprechend ist; es handelt sich aber darum, daß man die Erscheinung nicht als ein besonderes Bildungsmittel ansehe und für sich behandle, da sie im engsten Zusammenhange mit den allgemeinen Bildungs- und Bedeutungsvorgängen steht. S. oben S. 38 ff., 43 ff.

VII. Adjektiv und Verbum.

1. Verhältnis des Adjektivs und des Verbums zu einander, sowie zum Substantiv. Definition.

Daß die Adjektive und Verba durch Gliederung der gegenständlichen Gesamtvorstellungen entstanden sind, daran kann wohl nicht gezweifelt werden.[1] Aber die Art und Weise, wie Wundt den Unterschied zwischen den beiden Wortklassen, bzw. Begriffskategorien auffaßt, befriedigt nicht. Seine Ansicht geht im allgemeinen dahin, daß die Adjektive konstante, dauernde Eigenschaften der Gegenstände, die Verba dagegen variable, veränderliche Zustände und Vorgänge derselben bezeichnen, oder kurz: das Adjektiv, bzw. die Eigenschaft ist ein konstantes, das Verbum, bzw. ein Vorgang ein variables Merkmal der Vorstellung (II, 172 ff.). Daran hat schon Sütterlin (das Wesen der sprachl. Gebilde 78 f., 152 ff.) mit Recht Anstoß genommen, und in der Tat: damit kommt man nicht aus (z. B. ist *leuchten* in bezug auf Sonne ebenso konstant oder variabel wie *klar*). Was Sütterlin aber selbst vorbringt (S. 79 f.) hält auch nicht Stich; richtig ist nur seine allgemeine Bemerkung, daß der Unterschied der beiden Wortarten nicht auf einem Unterschied an den Objekten beruht sondern, wenn er überhaupt so unmittelbar ist, auf der Verwendung im Satz. (S. 152).

Das Wesen des Adjektivs und des Verbums ist so zu formulieren. Beide Kategorien beruhen auf den unterschiedenen Gliedern der apperzipierten gegenständlichen Gesamtvorstellungen, und der Unterschied zwischen ihnen liegt von Haus aus nicht

[1] Der Einwand Sütterlins, Wesen der sprachl. Gebilde 79, gegen Wundt ist unbegründet.

in dem Inhalt des unterschiedenen Gliedes, sondern in dessen Beziehungsart oder überhaupt in dessen Beziehung zu der identifizierten Vorstellung. D. h. der Unterschied zwischen Adjektiv und Verbum liegt nur und erst in der Zergliederungsweise des unterschiedenen Gliedes, wodurch die Beziehung desselben zu dem identifizierten Gliede der Gesamtvorstellung zum Ausdrucke kam. Solange dieses unterschiedene Glied selbst nicht zergliedert wurde (auf irgendeine Weise), solange war eben kein Adjektiv und kein Verbum da. Und diesen Unterschied in der Gliederungs-, bzw. Beziehungsart der beiden Begriffskategorien kann ich leider nicht anders und besser bezeichnen, als daß die dem Verbum zugrunde liegende Gliederung des unterscheidenden Merkmals einer Gegenstandsvorstellung eben in einer klareren und anhaltenderen Apperzeption der Beziehung desselben zum identifizierten Gliede beruht. Die durch das Verbum ausgedrückte Teilvorstellung wird dadurch selbständiger der Gesamtvorstellung gegenübergestellt; im Adjektiv wird sie (eventuell dieselbe: *grünes Gras, das Gras grünt*) von derselben nicht so scharf geschieden.

Nun könnte jemand vielleicht sagen, daß das für die historischen Verhältnisse zutrifft, aber daß dieser Unterschied im letzten Grunde doch in der Anschauung des primitiven Menschen, also schließlich doch in dem Inhalt jener Merkmale begründet sein muß. Darauf würde ich antworten, daß auch alle meine in dieser Schrift versuchten Bestimmungen sich zunächst auf relativ primitive Verhältnisse beziehen und keinen Anspruch darauf erheben, für Bewußtseinszustände des Urmenschen, der eine den bekannten halbwegs kommensurable Sprache noch nicht entwickelt hat, zu gelten. Da aber der Begriff der Entwicklung es ausschließt, auch bei dem Urmenschen grundsätzlich anders geartete psychische Vorgänge als die unsrigen anzunehmen, so würde ich zweitens antworten, daß ich mir die allmähliche Scheidung der Eigenschafts- und Vorgangsbegriffe auch bei einem Urmenschen nur auf eine analoge, wenn auch höchst primitive Weise vorstellen kann. Wenn in den historisch bekannten Sprachen der Unterschied der beiden Kategorien in der Beziehung zu dem Gegenstande liegt, so muß das immer

relativ so gewesen sein, auch in Zeiten, wo das Bewußtseinsleben des Menschen hauptsächlich in durch Assoziationen ins Bewußtsein gehobenen Vorstellungen ablief und noch nicht die gliedernde Apperzeption vorherrschte. Und man kann sich die Sache anders nicht denken, als daß die Grundlage für Eigenschaftsbegriffe eine einheitliche Gegenstandsvorstellung selbst bildete z. B. die immer leuchtende Sonne an und für sich für den Begriff des Hellen, Klaren (vgl. *sonnenklar*); wurde dagegen eine solche Vorstellung auf eine andere bezogen, d. h. war sie als Merkmal einer anderen aufgefaßt, so war das Grundlage des Begriffes 'leuchten, scheinen'. Doch dem sei, wie ihm wolle.

Die auf Grund des Zugänglichen aufzustellende Definition könnte so lauten:

Das Verbum ist der Ausdruck eines binär gegliederten und selbständig auf den identifizierten Bestandteil bezogenen unterschiedenen Gliedes einer gegenständlichen Gesamtvorstellung. D. h. dieses unterscheidende Glied selbst wird wieder apperzeptiv in ein identifiziertes Glied und in ein unterscheidendes gegliedert, welches in dem Ausdrucke der Beziehung besteht (mittelst pronominaler Elemente). Das Verbum als Kategorie ist also der Ausdruck der auf eine andere primär bezogenen Vorstellung, sei es, daß dieselben eine dauernde oder nur momentane Gesamtvorstellung bilden.

Das Adjektiv ist der Ausdruck eines mit Rücksicht auf die Beziehung nicht gegliederten unterscheidenden Merkmals einer gegenständlichen Gesamtvorstellung. D. h. die Beziehung an sich wird sprachlich ursprünglich nicht apperzipiert, sie ist nur situationsmäßig vorhanden, und das Adjektiv unterscheidet sich nicht vom Substantiv. Theoretisch genommen, kann man sagen, daß es auf diese Weise gegliedert und bezogen wird, daß als sein unterscheidendes Beziehungsglied der identifizierte Bestandteil der Gesamtvorstellung hinzukommt.

Schematisch und mit unseren Sprachmitteln ließe sich der Unterschied der beiden Kategorien z. B. so anschaulich machen. Eine neue Gesamtvorstellung 'glänzendes Wasser' wird gegliedert

in das identifizierte Glied 'Wasser' und das unterscheidende 'Glanz'. Das unterscheidende Glied 'Glanz' wird apperzeptiv gegliedert in das identifizierte Glied 'Glanz' und das unterscheidende, z. B. 'sein' (eius): und durch dieses letztere auf das andere Hauptglied (Wasser) bezogen: *das Wasser glänzt.* Das unterscheidende Glied wird gegliedert in das identifizierte Glied 'Glanz' und das unterscheidende 'Wasser'; — da aber dieses letztere identisch ist mit dem identifizierten Glied der ganzen Vorstellung, so war es nicht notwendig: Wasser Glanz (-wasser) = *glänzendes Wasser.*

Feste Grenzen konnte es von Anfang an zwischen Substantiv, Adjektiv und Verbum nicht geben. In der weiteren Entwicklung wurden diese Kategorien in der gegenseitigen Beeinflussung innerhalb der Satzapperzeption immer schärfer ausgebildet; jede Kategorie entwickelte sich, gleichzeitig mit Beziehung auf die anderen und in sich selbst, zweigliedrig: es entstanden immer weiter differenzierte Begriffe und immer neue Unterkategorien, in jeder andere (z. B. beim Substantiv: belebte und unbelebte Wesen, Maskulinum u. s. w.; beim Verbum: Personen, Aktionen u. s. w.; beim Adjektiv nur besondere Suffixe, sonst nur Bedeutungsdifferenzierung). Andrerseits aber ging der Zusammenhang der drei Kategorien nicht nur nicht verloren, sondern wurde eigentlich noch augenfälliger, da grundsätzlich jede von ihnen für jede als unterscheidendes Merkmal Grundlage neuer Bildungen sein kann (z. B. *Fischer, handlich, fischen; Röte, rötlich, erröten; Schneider, schneidig, schnitzen*).

Anmerkung. Hierbei muß ich ausdrücklich hervorheben, daß ich die historisch bekannten Typen der indogermanischen Redeteile mit ihrer reichen allseitigen Entwicklung selbstverständlich gar nicht auf jene erste Sonderung der Redeteile direkt beziehe. Gerade so wie die jetzigen idg. Dialekte für die verschiedenen Vorstellungen, selbst die konkretesten Gegenstandsvorstellungen, meistens schon x-te Namen haben und außerdem einerseits eine Fülle von Vorstellungen sprachlich unterscheiden, die früher ganz oder nur situationsmäßig existierten, andrerseits aber viele früher existierende Begriffe fallen ließen, ebenso ist es auch mit den Wortformen und Kategorien. Die Redeteile, wenigstens die Pronomina, Substantiva, Adjektiva und Verba existieren gewiß seit unvordenklichen Zeiten,

aber die historisch bekannten samt ihren Formen sind ebenso gewiß schon die x-ten seit jenen Urzeiten der Sonderung der hauptsächlichsten Redeteile.

2. Verbum.

Sehen wir nun jetzt von dem Beziehungsausdruck der Verbalformen ab, wozu wir trotz der Einheitlichkeit jeder Form sowohl theoretisch als rein empirisch ein Recht haben, und wollen wir die Bildungs- und Bedeutungsvorgänge der Verba an sich, d. h. also ihrer Stämme betrachten, so kommen wir zur Einsicht, daß das indogermanische Verbum sich wesentlich in derselben Weise entwickelt wie das Substantivum. Die Vorstellung eines Vorgangs, bzw. Zustandes wird ebenso zweigliedrig apperzipiert wie die Vorstellung eines Gegenstandes, und demgemäß finden wir bei Verben dieselben Typen „neuer" Bildungen und Bedeutungen. Ich will mich ganz kurz fassen: im großen und ganzen gilt alles oben bei den Substantiven Gesagte auch hier. Natürlich ist hier das identifizierte Glied überall ein Verbum.

A. Identifizierungswörter.

a) Das unterscheidende Glied liegt in der ganzen Gesamtvorstellung (Satz) oder einer Reihe von Gesamtvorstellungen, bzw. in der Situation, z. B. *die Uhr geht; ich bin bei ihm abgestiegen:* die Entwicklung der Bedeutung liegt hier nicht nur in der Ortsbestimmung, sondern in der ganzen Verknüpfung der Gedanken.

b) Das unterscheidende Glied wird sprachlich direkt apperzipiert und besteht aus irgendeinem Kasus oder Adverb (Präposition) z. B. *schlagen: ein Kind, Holz, Harfe, Schaum, Wunde, den Feind, Brücke,* u. s. w. *schlagen, an die Tür schlagen* u. s. w.

Anmerkung 1. Der spezifisch adverbiale Kasus ist der Objektsakkusativ; der Genetiv ist durch Gliederung des Nomens entstanden; die anderen Kasus (Dat., Abl., Instr., Loc.) sind ursprünglich z. T. wohl als Gliederungen der ganzen Sätze aufzufassen; s unten VIII.

Anmerkung 2. Solche Verbindungen können verschiedene Grade der Selbständigkeit erlangt haben, vgl. z. B. einerseits *ein Kind, einen Knecht, Diener, Pferd* u. s. w. *schlagen* neben *eine Brücke schlagen*; ferner sind in verschiedenen Sprachen Unterschiede, gerade wie oben bezüglich der Attributiva bemerkt worden ist: so

steht im Polnischen z. B. der Akkusativ gewöhnlich noch nach dem Verbum.

c) Feste Gruppen, bzw. Komposita, obwohl noch nicht ganz erstarrt; wie überhaupt Grenzen zwischen den einzelnen Phasen nicht zu ziehen sind, so bilden diese Gliederungen speziell eine Übergangsklasse von den Identifizierungs- zu den Unterscheidungsnamen. Z. B. *aufsitzen: ich sitze auf; totschlagen: schlage ihn tot* u. s. w.; diese Erscheinungen erklären sich natürlich aus der successiven Gliederung, sei es des Verbums, sei es des Objekts.

d) Sogenannte Verdichtung, z. B. *jagen* aus *Wild . . . jagen; sprengen* aus *ein Pferd sprengen* (ebenso *rennen*); *schenken:* jetzt mit irgendeinem Objekt (also in dieser Hinsicht der zu b), aber die Bedeutung aus *Wein* u. dgl. *schenken; schwenken:* in der Gliederung *ein Glas, eine Kanne schwenken* 'schwingen zum Reinigen' änderte sich die Bedeutung des Verbums, so daß es süddeutsch nun auch z. B. *den Steinboden schwenken* heißt. Dieses Beispiel und unzählige andere (*sich scheiden, rauchen* u. s. w.) zeigen deutlich, wie die sogenannte Verdichtung von dem sogenannten Bedeutungswandel sich nur durch einen weiteren Schritt unterscheidet.

B. Unterscheidungsnamen.

a) Feste, absolut einheitliche Komposita: *besitzen.*

b) Suffixale Simplizia: *fischen, pflastern, faulen, schwärzen, härten, tränken* u. s. w.

Anmerkung. Es ist klar, daß im Vergleich mit *fischen* u. dgl. Verba wie *schwärzen, glätten, schwemmen* viel adäquater der ihnen zugrunde liegenden Vorstellung erscheinen, da in diesen Verben das unterscheidende Merkmal selbst ein Merkmal der Gegenstandsvorstellung ist.

C. Wurzelverba, die natürlich selbst wieder fortwährend gegliedert werden, können entweder durch Verdichtung entstehen, z.B. *schenken,* oder durch allmähliches Zusammenwachsen der beiden Glieder, z. B. *glauben* aus mhd. *ge-lauben* (vgl. *erlauben.*)

Anmerkung. Der Unterschied zwischen Transitiva und Intransitiva beruht demnach darauf, daß ein Intransitivum nicht durch

Beziehung auf eine andere Vorstellung (außer dem Subjekte) weiter gegliedert wird: *ich jage, ich jage ein Pferd.* Daraus folgt auch, daß echt adverbialer Kasus eigentlich nur der Objektsakkusativ ist; die anderen sind eher als Gliederungen der ganzen Sätze, nicht speziell des Verbums anzusehen.

3. Adjektiv.

Auch die Adjektiva entwickeln sich zweigliedrig.

A. Identifizierungsnamen.

a) Das unterscheidende Glied wird sprachlich nicht apperzipiert, z. B. *klein,* früher 'fein, zart': also genau auf demselben Wege wie z. B. *Korn; billig:* ursprünglich *billiger Preis* = richtig, so wie es sich gehört.

b) Das unterscheidende Glied wird sprachlich apperzipiert: *blaß im Gesichte, gut zum Trinken.*

c) Verdichtungen: z. B. der positive Gebrauch der Komparative: *ein besseres Dienstmädchen sucht Stelle.*

B. Unterscheidungsnamen.

a) Komposita: *dunkelrot, schwefelgelb.*

b) Suffixale Simplizia: *rosig, hölzern, weichlich, weinerlich, trinkbar.*

Anmerkung. Zur Entstehung der Adjektiva vgl. Komposita wie *Linkhand, Graukopf, Schafskopf* u. s. w.

VIII. Beziehungs- und Gattungswörter.

Bei der Betrachtung des Verbums als des unterscheidenden Gliedes einer Gesamtvorstellung haben wir gesehen, daß es selbst wieder gegliedert ist. Genau dasselbe beobachten wir bei allen oben erwähnten unterscheidenden Gliedern der „neuen" Substantiva, Adjektiva und Verba, soweit dieselben historische Gruppen bilden; in diesem Fall ist nämlich das unterscheidende Glied immer eine Wortform, d. h. drückt nicht nur den unter-

scheidenden Vorstellungsbestandteil an sich sondern noch seine Beziehung zu dem anderen Gliede aus, oder mit anderen Worten, es ist selbst gegliedert. Und wir müssen daran festhalten, daß jedes unterscheidende Glied selbst wieder gegliedert ist, indem es in den Vorstellungsbestandteil und Beziehungsausdruck zerlegt wird; d. h. also, das unterscheidende Glied wird selbst wieder binär apperzipiert und in ein identifiziertes und unterscheidendes Glied analysiert. Sage ich *Kalbsbraten,* so identifiziere ich die Gesamtvorstellung als *Braten,* unterscheide sie durch *Kalbs;* aber diese Unterscheidung geschieht selbst wieder so, daß ich die identifizierte Vorstellung *Kalb* durch Beziehung *-s* unterscheide. Man muß sich vergegenwärtigen, daß nur dadurch, daß das unterscheidende Glied bezogen wird, sprachliche Einheiten entstehen konnten. Wäre das nicht in der Eigenart der menschlichen Bewußtseinsvorgänge begründet, so würde sich ja die Gliederung ins Unendliche fortsetzen, und es wäre überhaupt kein geordnetes Bewußtseinsleben möglich. Jedes unterscheidende Glied würde wieder in ein identifiziertes und ein unterscheidendes zerfallen und so fort. Die sprachlichen Mittel, welche als Ausdruck der Beziehung jedes unterscheidenden Gliedes dienen, sind im allgemeinen doppelter Art. Entweder beruhen sie in Betonung und Stellung allein oder aber hauptsächlich auf einem besonderen Worte oder Wortelemente. Die erstere Art sehen wir in historischen Phasen der idg. Sprachen nur bei Apposition des unterscheidenden Gliedes; außerdem beruhte vielleicht der Typus der Stammkomposita in der Zeit seiner Entstehung ebenfalls auf diesem Prinzipe. Sonst herrscht in den idg. Sprachen die zweite Art und Weise, ein besonderer Wortausdruck der Beziehung.

Nach allem, was wir wissen, kann sich derselbe in doppelter Weise entwickeln. Entweder wird die Beziehung sozusagen direkt durch pronominale Gebilde ausgedrückt, wie das z. T. zweifellos bei dem Verbum finitum der Fall ist, oder aber entwickelt sich der Beziehungsausdruck aus einem Vorstellungsworte durch allmähliche Abblassung des Vorstellungsinhaltes desselben. Im allgemeinen kann ein solches Wort selbst ein unterscheidendes Glied einer Gruppe sein, wie z. B. die meisten Präpositionen,

welche als Beziehungsausdruck der Nomina dienen, ursprünglich verbale Unterscheidungsglieder gewesen sind; oder es ist das identifizierte Glied einer Gruppe, wie das z. B. bei allen Stammsuffixen der Fall ist. Selbstverständlich kann ein solches Wort jeden Bildungstypus repräsentieren.

Wie kam nun jene Abblassung der Bedeutung zustande, wie entwickelte sich ein Beziehungswort aus einem Vorstellungsworte?

Die Vorgänge, welche das bewirken, sind dieselben, die wir schon kennen gelernt haben, und es hängt nur von den besonderen Bedingungen, wie dieselben in den Assoziationen der Vorstellungselemente gegeben sind, ab, was mit der Zeit aus dem Worte wird. Denn die ununterbrochen sich wiederholende gliedernde Apperzeption bewirkt zweierlei: a) sie schafft immer engere, immer mehr differenzierte Begriffe, insofern die beiden Glieder eine Einheit bilden; b) sie schafft immer weitere Gattungsbegriffe, insofern das identifizierte Glied auch weiter als ein Begriff fortbesteht. Beides geschieht aber durch das Ausscheiden gewisser Elemente aus der alten Vorstellung mittels des unterscheidenden Gliedes. Das ist die eigentliche Bedeutung aller sprachlichen Vorgänge und des menschlichen Bewußtseinslebens, vor allem des intellektuellen. Die Entwicklung der sprachlichen Apperzeption steuert dem Ziele entgegen, successiv die nicht wesentlichen Bestandteile von Gesamtvorstellungen auszuscheiden, und daraus resultieren immer a) Gattungsbegriffe, z. B. *Baum;* b) neue Begriffe, z. B. *Nadelbaum, Rennpferd,* die selbst wieder zu Gattungsbegriffen und neuen Differenzierungen führen können, z. B. *englisches Rennpferd;* c) Beziehungsbegriffe im engeren Sinne; denn jedes formative Element oder Wort entsteht ja dadurch, daß es zuerst ein unzählige Male durch unterscheidendes Glied differenziertes Vorstellungswort war, aus dem auf diese Weise alle unwesentlichen Momente ausschieden und nur der Beziehungsausdruck geblieben ist. Z. B. die poln. Präposition *obok* 'neben' aus *o-bok* 'an (der) Seite': das Wort fungierte als unterscheidendes Glied eines Verbums z. B. *stać obok* 'daneben stehen'; aber es wurde nun selbst weiter differenziert: man sagte nicht nur *obok człowieka, mnie, konia* u. s. w. 'an

Seite des Menschen, meiner, Pferdes' u. s. w., wodurch schon allmählich die Vorstellungselemente der 'Seite' ausschieden, sondern successive auch *obok domu* u. s. w., und das Resultat war eben die jetzige Bedeutung als reiner Beziehungsausdruck. Ebenso z. B. jedes Stammsuffix: das zweite Kompositionsglied wurde mit jeder neuen Bildung, d. h. mit jeder neuen Differenzierung immer ärmer an Vorstellungsbestandteilen, bis es schließlich zu einem allgemein beziehenden Bildungsmittel wurde; wir können das z. B. an den vielen Zusammensetzungen mit *-kopf* (*Grau-, Kahl-, Kinds-, Hitz-, Starr-, Brausekopf* u. s. w.), in denen jedesmal, wenn auch minimal, aus dem Gliede *Kopf* gewisse Bestandteile ausscheiden. Also sind auch das „Gattungsbegriffe" im weiteren Sinne. Kurz und gut: die ganze psychisch-sprachliche Entwicklung bewegt sich in der Richtung, durch successives Gliedern Begriffe zu schaffen, die dem Wesen, d. h. dem Inhalt und den Beziehungen der Vorstellungen immer adäquater werden.

Grenzfälle der ganzen Entwicklung sind einerseits Eigennamen und reine Beziehungswörter, andrerseits reine Gefühlswörter und wieder reine Beziehungswörter.

Anmerkung. Daß auch eine „Form", also z. B. ein Kasus, bzw. präpositionale Wendung eine relative psychische Sonderexistenz hat, das beweist die Tatsache solcher Ableitungen wie *eigenhändig*, das nicht auf Grund von *eigene Hand*, sondern auf Grund von *mit eigener Hand* erwachsen ist. Dasselbe leistet übrigens jedes Kompositum. Es folgt eine kurze Charakteristik der Kasus.

Der Nominativ ist der Ausdruck des identifizierten Gliedes einer apperzeptiven Grundgliederung. (Vgl. oben über das Subjekt). Er ist also kein Kasus im engeren Sinn. Zu einem solchen wird er nur im Prädikatsverhältnis.

Die anderen Kasus sind Ausdrücke der unterscheidenden Glieder nominaler und verbaler Vorstellungen, sowie ganzer Satzvorstellungen, wobei sie auf diese bezogen werden.

Der Genetiv ist der Gliederungsausdruck einer Gegenstandsvorstellung; der Objektsakkusativ derjenige einer Vorgangs- (Zustands-) Vorstellung.

Die anderen sind höchst wahrscheinlich als Gliederungen der ganzen einfachen Sätze zu betrachten: die im Satz enthaltene Ge-

samtvorstellung wird als Ganzes entweder im Raume oder in der Zeit orientiert, oder zu vorhergehenden, bzw. nachdrängenden Gesamtvorstellungen in Beziehung gesetzt. Mit der Zeit werden solche Gliederungen in den Satz aufgenommen und in nähere Beziehungen zu seinen einzelnen Gliedern gesetzt.

IX. Phonetische Vorgänge. Zur Theorie der Grammatik.

Es ist von vornherein zu erwarten, daß die obige Betrachtungsweise auch für die phonetischen Erscheinungen zutreffen wird. Wie sich ein Satz als ein aus zwei Gliedern entstandenes Gebilde ergibt, wie jedes Wort ebenfalls durch Gliederung sich fortentwickelt und dadurch zugleich neue Wörter entstehen, ebenso müssen die sprachlichen Elemente, die jenen Gebilden zugrunde liegen, denselben Gesetzen unterworfen sein; denn das ergibt sich aus dem Entwicklungsbegriff.

Diese Gesetze sind doppelter Art, obwohl in unlöslichem Zusammenhang zusammenwirkend: die Apperzeptionsgesetze, welche von der Psychologie als synthetische und analytische Einheitsfunktion der Apperzeption bezeichnet werden[1] und von denen ich das zweite speziell das Grundgesetz der zweigliedrigen Apperzeption oder der Differenzierung nenne; zweitens die Assoziationsgesetze, bzw. -prozesse zwischen den Elementen der Vorstellungen, welche sozusagen das Material, den Stoff für jene Apperzeptionsgesetze bieten. Zugleich hängt von der Beschaffenheit der Elemente ab, wie sich das Resultat aller jener Vorgänge als konkretes psychisch-sprachliches Gebilde offenbart. Die von der Psychologie nachgewiesenen Assoziationsgesetze sind: Verbindung der gleichen Elemente, Verbindung der sich räumlich und zeitlich berührenden Elemente, Verdrängung der unvereinbaren Elemente (Wundt II, 576 ff.) Alle diese assozi-

[1] Wundt II, 573; das hängt natürlich engstens mit den Eigenschaften der Apperzeption zusammen, ihrer Einheit und Enge.

ativen Vorgänge sind bei jedem psychisch-sprachlichen Akte tätig, wenn auch in verschiedenem Maße. So beruht die Entwicklung eines Gattungsbegriffes hauptsächlich auf der Verdrängung, die Entwicklung neuer engerer Begriffe hauptsächlich auf der Verbindung der Elemente, und die Beziehungsbegriffe beruhen in gleichem Maße auf beiden.

Und nun gehe ich zu den phonetischen Erscheinungen über. Als Grundgesetz erweist sich auch hier die zweigliedrige apperzeptive Differenzierung, auf der sowohl der sogenannte bedingte als auch der sogenannte spontane Lautwandel beruht. Was zunächst den bedingten Lautwandel betrifft, so wird ja jeder Laut in einer phonetischen engeren oder weiteren Gruppe, welche die Rolle einer Gesamtvorstellung spielt, ununterbrochen mehr oder minder deutlich gegliedert. Wird z. B. im Slavischen in der lautlichen Gesamtvorstellung *te* aus dem *t* durch die sogenannte Palatalisation ein weiches *t'*, oder wurde im Deutschen in der lautlichen Gesamtvorstellung *Gäste* aus dem *a (Gast)* ein *ä (e)*, so ist ja das in beiden Fällen eine Gliederung des Lautes in ein identifiziertes *(t, a)* und ein unterscheidendes Glied (palatale Artikulation); die beiden Glieder bilden von Anfang an eine Einheit, die sich dann weiter synthetisch entwickelt, um eventuell von neuem deutlich gegliedert zu werden u. s. w. Eine Gliederung ist im Grunde genommen immer da: wir können sie aber in ihren Anfangsstadien in der Regel nicht beobachten, z. B. geringfügige Nuancen des *a* in *ak* und in *am*, und der Laut wird als vollkommen identisch apperzipiert.

In den erwähnten Beispielen und unzähligen ähnlichen macht sich das unterscheidende Glied in der entstandenen Konstitution des Lautes bemerkbar; aber es wurde nicht besonders durch einen Laut sprachlich apperzipiert. Das unterscheidende Glied lag eine Zeitlang nur in der Situation, in der ganzen lautlichen Gesamtvorstellung; da aber diese Bedingungen sich fortwährend wiederholten, so wurde es dauernd unter die Bestandteile des identifizierten Gliedes aufgenommen, welches sich nun veränderte und als solches verändertes Gebilde selbständig wurde. Dieser Fall ist also offenbar dem speziell sogenannten Bedeutungswandel (Fall *Korn*) vollständig parallel. Es ist der

relativ identifizierende oder kurz der Identifizierungswandel der Laute.

Entsteht dagegen eine lautliche engere zweigliedrige Einheit, so haben wir vor uns den Vorgang, der der sogenannten Benennung und Wortschöpfung zugleich entspricht. Wird z. B. aus einem urgriechischen *φανϳω ein φαίνω, so heißt das, daß unter günstigen Bedingungen der betreffenden Bewußtseinsvorgänge ein neuer Lautbegriff, ein Kompositum (αι) entstanden ist, das nun lange dauern kann oder sich weiter in der Richtung nach einem einfachen Vokal entwickelt. Kommen ursprünglich getrennte Vokale zusammen und werden dann zu einem Diphthong, so entsteht ebenfalls ein neues Gebilde; wird es aber dann weiter kontrahiert (z. B. *au* = *ō*), so wurde es zu einem Simplex. Wird aus einem älteren **vepsā* im Latein *vespa*, so sehen wir, daß diese Laute ebenfalls ein Kompositum, einen lautlichen Begriff bildeten und daß das ursprünglich unterscheidende Glied selbst dominierend wurde und an die erste Stelle rückte. Das ist also der Unterscheidungswandel der Laute.

Aus den obigen Bemerkungen ergibt es sich, daß dasselbe Grundgesetz auch dem sogenannten spontanen Lautwandel zugrunde liegt, also z. B. der Tatsache, daß im Jonisch-Attischen das urgriechische *ā* zu η wurde. Es handelt sich hier also um den Wandel eines Lautes in allen Positionen, in denen er überhaupt vorkommt. Um diesen Vorgang in seinem Wesen klar zu erfassen, muß man sich vergegenwärtigen, daß jeder Laut zweifellos eine psychische Sonderexistenz besitzt, analog derjenigen, welche jedes Wort innehat, unbeschadet der Tatsache, daß man im Prinzip in zusammenhängenden Sätzen spricht. Der Laut ist also, trotzdem er uns als letztes Sprachelement erscheint, ein psychologisches Gebilde und zugleich ein Gattungsbegriff. Der psychisch-sprachliche Begriff *a* entsteht z. B. dadurch, daß wir in den verschiedensten lautlichen Gesamtvorstellungen eine identifizierende Apperzeption vollführen und ein *a* aussprechen, wobei jedesmal die unterscheidenden Glieder (die Nuancen des *a*) nicht apperzipiert werden; eine absolute Identifizierung ist ja aber nur bei Wiederholung derselben Wortform unter denselben allgemeinen

Bedingungen möglich. Wird nun das unterscheidende Glied schon apperzipiert, entsteht also z. B. ein *ä*, so heißt das, daß ein neuer Lautbegriff sich differenziert hat und daß dadurch gewisse Elemente aus dem *a* in diesem Fall ausgeschieden wurden: nämlich die mit dem unterscheidenden Gliede unvereinbaren. So lange noch ein breites *ä*, bzw. palatales *a* artikuliert wurde, war der Zusammenhang mit dem identifizierten *a* noch nicht ganz verwischt; sobald aber in weiterer Entwicklung daraus ein *e* wurde, so verschwand eben das *a* vollständig, nachdem es dem neuen Lautbegriff Leben gegeben hat. Das Verhältnis ist z. B. demjenigen von *Nadelbaum* zu *Baum* und demjenigen von *Adler* zu *Aar* analog.

Nun kann aber jeder Laut nicht nur als identifiziertes Glied neuen differenzierten Lautbegriffen als Ursprung dienen, sondern er kann und eigentlich muß er sich selbst als Gattungsbegriff (d. h. eben in allen Positionen) wenn auch allmählich und unmerklich und vielleicht erst im Laufe langer Jahrhunderte verändern. Diese Veränderung beruht auf jenen unzähligemal und dazu noch in verschiedenen Lagen sich wiederholenden minimalen Differenzierungen, die als solche nicht apperzipiert werden (d. h. es kommt nicht zu deutlicher Apperzeption des unterscheidenden Gliedes), die aber schließlich den Laut als Gattungsbegriff verändern. Das ist der sogenannte spontane Lautwandel und derselbe entspricht der Entwicklung eines Gattungsbegriffes, der entsteht und sich unablässig und unsichtbar verändert — infolge jener relativ identifizierender Apperzeptionsakte, von denen oben (S. 31 ff. 55) die Rede war.

Danach ist der sogenannte spontane Lautwandel als identifizierender Gattungswandel zu bezeichnen und an die Spitze zu stellen. Wie aber die spezielle Gestaltung der Bildungs- und Bedeutungsvorgänge der Wörter im allgemeinen von den durch die Beschaffenheit der Vorstellungselemente gegebenen Assoziationen abhängt, ebenso hängt die Richtung der Lautänderungen, der neu entstehenden engeren und der alten lautlichen Gattungsbegriffe von der Beschaffenheit der Elemente der einzelnen Laute und den darauf beruhenden Assoziationen ab. Diese Vorgänge können wir nicht analysieren und beobachten, nur kon-

krete Resultate in den sogenannten Lautgesetzen, ähnlich wie wir bei konkreten einzelnen Bildungs- und Bedeutungsresultaten der Wörter uns nur mit dem allgemeinen Nachweis der stattfindenden Assoziationen begnügen.

Daraus erhellt, daß die sogenannten Lautgesetze weiter nichts anderes sind als nachgewiesene Differenzierungen, konkrete neue Lauteinheiten, den neuen differenzierten Wortbegriffen vollkommen parallel. Als wirkliche Lautgesetze sind die zusammenwirkenden 1) allgemeineren Apperzeptionsgesetze und 2) die spezielleren Assoziationsbedingungen zu bezeichnen, vor allem aber die ersteren oder das erstere Differenzierungsgesetz, da die Assoziationsvorgänge meistens alle gleichzeitig, wenn auch in verschiedenem Maße, tätig sind.

Die Parallelität der phonetischen Vorgänge mit denjenigen der Wortentwicklung ist wirklich schlagend. Ich möchte noch kurz die Ausnahmslosigkeit der sogenannten Lautgesetze sowie die Behauptung, daß eine neue Lautgestaltung notwendigerweise mit dem Verschwinden des alten Lautes verbunden ist, erwähnen. Was zunächst das letztere betrifft, so ist das natürlich richtig, hat aber nichts besonderes zu sagen. Wird in einem gegebenen Gedankenzusammenhang auf Grund des Begriffes *Pferd* ein neuer Begriff *Rennpferd* gebildet, so geht eo ipso unter diesen Bedingungen der alte Begriff verloren, aber nicht überhaupt. Ebenso verhält es sich mit den lautlichen Erscheinungen: wird in einem gegebenen lautlichen Zusammenhang auf Grund des Lautbegriffes *a* ein neuer Begriff *e (ä)* geschaffen, also wie z. B. in *Gäste* (ahd. *gesti*), so geht unter diesen Bedingungen das alte *a* verloren, aber nicht überhaupt. Und nun vergleichen wir noch die Begriffe *Rennpferd, Tischbein* und *Fingerhut* untereinander in bezug auf ihr Verhältnis zu den alten Begriffen *Pferd, Bein, Hut;* was stellt sich da heraus? Daß der Begriff *Fingerhut* absolut fest und isoliert ist, denn man kann nicht irgend einmal *Hut* dafür sagen; dagegen sind die Begriffe *Rennpferd, Tischbein* nicht so selbständig, man kann im entsprechenden Zusammenhange dafür *Pferd* und *Bein* sagen und in gewissen Kreisen, wo der betreffende Zusammenhang fortwährend vorhanden ist (z. B. bei einem Jockei), heißt

es regelmäßig *Pferd* u. dgl. Wir sahen oben, daß auf diese Weise ein neu entstandenes Kompositum überhaupt das unterscheidende Glied verlieren kann, z. B. *Schirm, Druck.* Alles das wiederholt sich bei der Entstehung neuer Laute. Jene Bedingungen, welche erlauben, *Pferd* statt *Rennpferd* zu sagen, sind hier in den Bedingungen der sogenannten Analogie gegeben, in dem schwankenden Gebrauch des alten oder des neuen Lautbegriffes, bis schließlich der alte (natürlich nur scheinbar unverändert) siegt; so ist z. B. im österreichischen Deutsch die Form 3. Sg. *tragt* (ebenso *schlaft* u. s. w.) schon alleinherrschend, während in der Schriftsprache noch absolut die Form *trägt* gilt; die günstigen Bedingungen waren aber darin gegeben, daß andere Formen immer das *a* hatten (1. Sg. *ich trage* u. s. w.) und daß das *ä* in den anderen Personen keine psychische Bedeutung erlangte. Liegen aber diese Bedingungen nicht günstig, so wird der neue Begriff fest, wie z. B. im deutschen *Gäste,* wo derselbe eine Bedeutung als Pluralexponent bekommen hat, oder in Fällen wie *Rede,* wo er von allem Anfang an fest war (wie in dem Fall *Fingerhut* der Zusammenhang mit *Hut* sofort oder bald verlorenging, ebenso ging hier in *Rede* der Zusammenhang mit dem Begriff *a* vollständig verloren).

Alles das sind natürlich nur Andeutungen oder, wenn man will, Grundlinien. Durch äußere Umstände genötigt, die Arbeit entweder gleich abzuschließen oder auf vielleicht recht lange aufzuschieben habe ich mich entschlossen, dieselbe in der vorliegenden, skizzenhaften Gestalt zu veröffentlichen. Außerdem wurde mir erst zu allerletzt klar, daß das Grundgesetz der zweigliedrigen Differenzierung auch in der Phonetik waltet.

Ich begnüge mich nur noch mit folgenden kurzen Andeutungen.

Ich glaube, daß sich die Beobachtung der elementaren phonetischen Vorgänge im hohen Maße für das Verständnis der Vorgänge in den Gebilden fruchtbar erweisen wird. Natürlich gilt das auch in umgekehrter Richtung, da ja nirgends Grenzen zu ziehen sind und überall dieselben Grundgesetze walten; aber eben deswegen, weil die Gebilde auf den Elementen

beruhen und diese Elemente in ihrer Entwicklung unserer Forschung direkt zugänglich sind, besitzen sie eine ungemein große Wichtigkeit.

Ich rede von sprachlichen Elementen und Gebilden und möchte auch einige Worte über die Einrichtung der Grammatik sagen: eine Frage, die in letzter Zeit ziemlich viel ventiliert worden ist und deren praktische Gestaltung man gut an den einzelnen Auflagen der Brugmannschen Bücher studieren kann.

Nach allem, was wir bis jetzt gesagt haben, dürfte sich die Forderung mit Notwendigkeit ergeben, die vollständige Parallelität der Bildungs- und Bedeutungsvorgänge auch in der grammatischen Behandlung hervortreten zu lassen. Die bisherige Grammatik ist auch noch in der neuesten Gestaltung bei Brugmann (Kurze vergl. Gramm.) ein Zwitterding; es ist ihr nicht gelungen, den Zusammenhang der sprachlichen Tatsachen zu erkennen, und deswegen betrachtet sie oft dieselben Tatsachen als ganz verschiedene, einmal vom rein formalen, einmal vom rein inhaltlichen, einmal wieder vom formal-inhaltlichen Gesichtspunkte. Übrigens liegt es mir fern das im Sinne eines Vorwurfes zu sagen. Die Unzulänglichkeit der bisherigen Betrachtungsweise, die sich auch reichlich in der Terminologie wiederspiegelt, tritt aber vielleicht am grellsten darin hervor, daß die sogenannte Bedeutungslehre (Semasiologie) im engeren Sinne gar nicht in die Grammatik hat Eingang finden können.

Eine Grammatik dürfte wohl ungefähr so einzurichten sein.

Vor allem eine ausreichende Erörterung über die psychisch-sprachlichen Grundgesetze der apperzeptiven zweigliedrigen Differenzierung, die in den Eigenschaften des Bewußtseins begründet ist, sowie der Assoziationsvorgänge, die jene Tätigkeit der Apperzeption ermöglichen. Selbstverständlich gehört das eigentlich in eine Einzelgrammatik nicht: das sind Grundbegriffe, die man für jede Sprache mitbringen soll; aber solange sie nicht Gemeingut geworden sein werden, wird eine kurze Erörterung nicht zu umgehen sein.

Den Stoff würde ich in ähnlicher Weise, wie Wundt das in seinem Grundriss der Psychologie tut, in A. Elemente,

B. Gebilde und C. Zusammenhang der sprachlichen Vorgänge einteilen.

A. Entwicklung der Elemente.

Innerhalb der sogenannten Lautlehre ist fast nichts zu ändern, und meiner Ansicht nach ist das ein indirekter Beweis der Richtigkeit meiner Theorie. Das Differenzierungsgesetz wirft nicht alles über den Haufen, wie das z. B. die einseitig aufgestellte Theorie vom Satz eigentlich tat, sondern offenbart sich lediglich als innerer Zusammenhang der von der Sprachwissenschaft geordneten Tatsachen.

Die Elemente unterscheiden sich von den Gebilden grundsätzlich dadurch, daß bei ihnen das Lautbild und die Bedeutung für uns eine absolute Einheit bildet, während bei den Gebilden wir das Lautbild und die damit assoziierte Bedeutung theoretisch trennen, bzw. trennen können. Der Unterschied ist also grundsätzlich nur vom Standpunkte das beobachtenden Sprachforschers, nicht aber im objektiven Sachverhalt gegeben; denn das Wort bildet gerade so eine Einheit in bezug auf Laut und Bedeutung wie ein sogenannter Laut. Mit anderen Worten: der ganze Unterschied liegt darin, daß wir bei dem Laute diese theoretische Trennung nicht einmal theoretisch vornehmen können. Daß der Laut oder das sprachliche Element (Phonem) eine Bedeutung haben muß, d. h. daß derselbe der physische Exponent einer psychischen Tatsache sein muß, das ist wohl ganz klar. Im Grunde genommen, ist ja der Laut noch ein recht zusammengesetztes psychophysisches Gebilde.

Da die Laute die letzten für uns zunächst erreichbaren Einheiten bilden und dazu ihre Zahl sehr beschränkt ist, so wird jeder für sich in seiner Entwicklung betrachtet, während man nicht jedes einzelne Wort in seiner Entwicklung beobachtet, sondern dieselben zu Gruppen, bis jetzt fast nur nach rein formalen Gesichtspunkten zusammenfaßt. Die bis jetzt in der Lautlehre entwickelte Praxis, wie sie z. B. in der Kurzen vergleichenden Grammatik von Brugmann vorliegt, ist zweifellos richtig, da sich dieselbe doch nur auf objektive Beobachtung des Gegebenen stützt. Die Betrachtung zerfällt in zwei Teile: a) gewöhnliche

Vertretung der Laute, die für eine Sprache oder Sprachgruppe als die älteste erreichbare Grundlage nachgewiesen sind; oder was man auch spontanen (unabhängigen) Lautwandel nennt; und b) der bedingte Lautwandel. Dabei wird unter a) immer kurz auf die bedingten Lautwandlungen jedes Lautes verwiesen. Vielfach wird auch die Methode befolgt, überhaupt nur einmal die Laute zu behandeln, unter jedem zugleich seinen unabhängigen und abhängigen Wandel, und nur Erscheinungen, die sich nicht gut unter einzelne Laute unterbringen lassen wie z. B. Kontraktionen, Assimilationen, Dissimilationen werden unter diesem einheitlichen Gesichtspunkt behandelt. Das erinnert sehr an das Verhältnis der Stammbildung, der Komposita, des Wortes und des Satzes nach der gewöhnlichen Behandlung.

Selbstverständlich ist nur die erstere Methode die allein rationelle. Die Elemente müssen aufgeführt werden, und da sie sich als solche nur sehr langsam entwickeln, so ist dabei zugleich diese ihre sogenannte gewöhnliche Vertretung mit zu behandeln. Da jeder Laut außerdem auf verschiedene Weise differenziert wird, so muß darauf eben kurz verwiesen werden, aber die eigentliche Behandlung der Differenzierungen muß zusammen nach einheitlichen Gesichtspunkten geschehen. Unerläßlich ist es, passendere Namen zu wählen und wenigstens drei Entwicklungsphasen in der Gestaltung der Laute anzunehmen, vgl. oben.

Anmerkung 1. Ich möchte darauf hinweisen, daß Baudouin de Courtenay in seiner wichtigen Schrift „Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen", Straßburg 1895, im Grunde genommen, die zweigliedrige Differenzierung der Laute behandelt.

Anmerkung 2. Die Assoziationsgesetze können nicht Grundlage der Einteilung bilden, da dieselben immer alle, wenn auch in verschiedenem Maße, tätig sind, und es dürfte in einzelnen Fällen unüberwindliche Schwierigkeiten machen, dieselben zu sondern. Es ließen sich nur typische Fälle der hauptsächlich durch diese oder jene Assoziationen hervorgerufenen Wandlungen anführen, vgl. oben S. 95. Da ferner die Wirkungen der Assoziationen im letzten Grunde in der konkreten Beschaffenheit der Elemente (in diesem Fall: der Elemente von Elementen) begründet sind, so muß die Anordnung eben darauf beruhen und die Erscheinungen in dementsprechende

allgemeinere Kategorien zusammenfassen, wie das auch tatsächlich geschieht, wenn z. B. die Kategorie der Palatalisation aufgestellt wird und so fort.

B. Entwicklung der Gebilde.

I. Allgemeiner Teil.

Allgemeine Darstellung der formal-semantischen Entwicklung der Gebilde an der Hand der Hauptentwicklungsphasen der gegenständlichen Gesamtvorstellungen: Wurzelnomen, suffixales Simplex, Kompositum, bzw. Einheitsgruppe, Satz. Daraus resultieren immer alte und neu differenzierte Gattungsbegriffe und zugleich Beziehungsbegriffe: darauf beruhen im allgemeinen alle sprachlichen Kategorien (Redeteile, Formen u. s. w.) und jede Einzelentwicklung.

Speziellere Darstellung der Gesetze der Bedeutungsentwicklung.

II. Besonderer Teil.

1. Wort.

Die einzelnen Redeteile nach den allgemeinen Gesichtspunkten als alte und neu differenzierte Gattungswörter und Beziehungswörter. Z. B. das Substantiv: a) als fertiges Gattungswort. Einzelne Kategorien: Eigennamen, Appellativa, Konkreta, Kollektiva, Abstrakta, Agens u. s. w. Beziehende Kategorien: Genera, Numeri als Übergang zu dem Beziehungsworte; b) als differenziertes Gattungswort: Komposita und Gruppen; c) als Beziehungswort: Kasus.

NB. Die Unterscheidung a) als Gattungs- b) als Beziehungswort ist jener in a) identifiziertes b) unterscheidendes Glied parallel.

2. Satz.

Man vergleiche jetzt mit den obigen Ausführungen die Darstellung des Satzes bei Brugmann, und man wird zu der Überzeugung kommen, daß die Systematik, welche Brugmann nur als etwas Vorläufiges und etwas rein Praktisches mit vielen Entschuldigungen gegeben hat, sich sehr nahe mit der hier skizzierten berührt.

C. Sprachliche Zusammenhänge.

Hier würde ich den allgemeinen Habitus der Sprache, in dem sich die Entwicklungsstufe des Denkens des betreffenden Volkes wiederspiegelt, schildern. Also Charakteristik der Wortbildungsmittel, des Satzbaues, der Satzverknüpfung u. dgl. Bei weiterem Ausbau der spezielleren „Bedeutungslehre" wird manches daraus zu solcher allgemeinen Charakteristik der sprachlichen Vorgänge gehören.

Den sprachlichen Gebilden müssen als letzte Einheiten, als allerletzte „Ursätze", offenbar zweigliedrige d. h. zweilautige Gebilde gleichsam als Zellen zugrunde liegen. Es wäre verfrüht, sich jetzt schon, wenn überhaupt, darauf einlassen zu wollen, und ich möchte nur die Parallelität der Differenzierungsvorgänge in der Sprache mit denjenigen in der organischen Welt und die eminente Wichtigkeit des einheitlichen, in der Sprache nachgewiesenen Entwicklungsprinzips hervorheben.

Weder die psychischen Gebilde noch ihre Elemente sind uns direkt zugänglich, da aber jeder Tatsache des Bewußtseins eine sprachliche Tatsache entspricht und diese uns objektiv gegeben ist, so liegt hierin die gewaltige Bedeutung der Sprache als Untersuchungsobjekt, und es ist das große Verdienst Wundts, den Versuch gemacht zu haben, nicht nur psychologische Lehren auf die Sprache anzuwenden, sondern auch umgekehrt dieselbe als Erkenntnisquelle der Psychologie zu betrachten.

Ich glaube, daß bei richtiger Betrachtung aus der Sprache auch Schlüsse auf die Beschaffenheit der objektiven Welt der Erscheinungen gezogen werden können. Denn die Sprache ist das Resultat der Verarbeitung dieser objektiven Welt durch das subjektive Bewußtsein. Sie ist eine fortschreitende Analyse des Gegebenen und wird dem Wesen der Dinge immer adäquater.

Nachwort. Berichtigungen.

Nach Abschluß des Druckes bekam ich den ersten Teil der Wundtschen „Sprache“ in zweiter Auflage zu Gesichte. Das Buch ist, abgesehen von Einzelheiten, ganz das alte geblieben, was auch der Verfasser nicht versäumt hat, in der Vorrede hervorzuheben, und es finden sich demgemäß auch die einzelnen, von mir angeführten Stellen aus dem ersten Teil in der zweiten Auflage unverändert wieder. Ich führe sie zur Bequemlichkeit der Besitzer der neuen Auflage an: I 602 ff. (auf S. 56 Anm. meiner Schrift) = I^2 642 ff.; I 557/8 (S. 61 meiner Schrift) = I^2 596; I 621 (ibid.) = I^2 661; I 622 (S. 62) = I^2 662; I 626 (ibid.) = I^2 666; I 562 (ibid.) = I^2 602.

Zu meinem Bedauern habe ich erst aus der neuen Auflage des Wundtschen Werkes erfahren, daß inzwischen das Buch von Dittrich („Sprachpsychologie“) erschienen ist; ich konnte im letzten Jahre leider nicht die sprachwissenschaftliche Literatur systematisch verfolgen. Ich habe das Buch noch nicht in Händen gehabt und weiß also nicht, worin Dittrich die Veranlassung, bzw. das Bedürfnis sah, ein neues zweibändiges Buch über Sprachpsychologie zu schreiben.

Jetzt, da ich mein Schriftchen in die Welt schicke, möchte ich es gern etwas umfangreicher gestalten und noch manches mitbehandeln (vgl. S. 99). Ich meine nicht das *mettre les points sur les i;* denn das mag ich nicht; so wäre es wohl überflüssig z. B. die reale Existenz der Wurzeln (natürlich mit allen, für den Sprachforscher sich von selbst verstehenden Restrik-

tionen) gegen Wundt besonders hervorzuheben; denn dieselbe ergibt sich mit Notwendigkeit und von selbst aus dem Grundgesetz der zweigliedrigen Differenzierung. Fast ebenso selbstverständlich (und wichtig) ist die grundsätzliche Identität dieses Gesetzes mit dem Gesetz der psychischen Resultanten oder dem Prinzip schöpferischer Synthese (vgl. WUNDT, Grundriß der Psychologie[8], 386 ff.), indem unser Gesetz eine engere, aber zugleich striktere Fassung desselben ist. Viel weniger selbstverständlich und leicht dürfte es jedoch sein, z. B. die anderen Grundgesetze des psychischen Geschehens (s. WUNDT a. a. O.) an den sprachlichen Tatsachen zu prüfen und dementsprechend zu formulieren. Am meisten bedarf aber zunächst die Anwendung des Gesetzes der zweigliedrigen Differenzierung auf die Phonetik eines weiteren, vertieften und umfassenderen Ausbaus. Erlebt meine Schrift eine zweite Auflage, so hoffe ich dann alles das nachholen zu können.

Krakau, im Juni 1904.

Ich bitte noch den Leser, folgende Berichtigungen vorzunehmen:

S. 2, Fußnote 1 ist zu streichen; die Bemerkung ist zwar richtig, sie wurde dann aber nicht ausgeführt.

„ 5, Fußnote: Zu dem „endungslosen Kasus" gehört bekanntlich z. T. auch der Lokativ, d. h. er stammt direkt aus der Zeit, wo die Kasus grundsätzlich nur durch Stellung und Betonung als beziehende Glieder gekennzeichnet wurden. Diese Epoche wird noch durch die historischen Formen der Stammkomposita repräsentiert. Während nun andere Kasus nach und nach besondere Wortglieder als Kasusexponenten bekamen, ist der endungslose Lokativ z. T. geblieben, und zwar schon mehr als erstarrtes Adverb denn lebendiger Kasus. Übrigens enthält der Lokativ der *i*- und *u*-Stämme ein Plus der Stammform gegenüber, genau in derselben Weise wie gewisse Klassen der Nominative (z. B. der *r*-Stämme).

Am Ende derselben Fußnote ist hinzuzufügen: „woraus sich ergibt, daß die Kasusendungen im Prinzip Kompositionsglieder sind".

S. 8, Z. 13 v. u.: *białucha* statt *biatucha.*

„ 9, Fußnote 1 und sonst passim: es empfehlen sich hier und sonst, wo es darauf ankommt, beide Glieder deutlich zu charakterisieren, die Ausdrücke prädominierend und postdominierend.

„ 11: zu dem Passus a) ist S. 20 f. zu vergleichen.

„ 14, Z. 14—15 v. u.: der Satz „Später . . . zurückkommen" ist zu streichen.

„ 16: am Schluß des Passus c) ist hinzuzufügen: „S. 20 f.".

„ 20, Z. 14 v. o.: „ihren" statt „den".

„ 27, Z. 4 ff. v. o.: d. h. also eventuell findet nicht die Apperzeption sondern nur Perzeption dieser Vorstellung statt.]

„ 27, Z. 8 v. u.: nach „Lautbild" ist hinzuzufügen: „d. h. werden nur perzipiert".

„ 28, Fußnote Z. 2: „δ" statt *n.*

„ 30, Z. 14 v. u. zu „hier" ist hinzuzufügen: (d. h. nur bei dieser Klasse des Bedeutungswandels).

„ 33, Z. 14 v. o.: „sich jederzeit" statt „jederzeit sich".

„ 35, Anm. 2, Z. 4 v. o.: „das relativ dominierende" statt „das dominierende".

„ 37, Z. 13 v. o.: „zur" statt „zu".

„ 37, Z. 8 v. u.: nicht notwendig ein unangenehmes, aber jedenfalls ein Gefühl starker Spannung, bzw. Hemmung.

„ 40, Z. 4 v. u.: „Situationen" statt „Situation".

„ 50, Z. 8 v. u.: nach „in" ist „der" hinzuzufügen.

„ 53, Z. 6 v. u.: nach „u. s. w." ist die Klammer zu schließen; die Worte „worüber . . . wird" sind zu streichen.

„ 56, Z. 2 f. v. o: „einzelnen" statt „einen".

„ 58, Z. 3—6 v. u.: die Worte „und da wir . . . als der erste" sind als unrichtig zu streichen.

„ 73, Z. 9 und 10 v. o.: „Ausrufen" statt „Ausrufe".

„ 73, Z. 10 v. o.: „wie" soll kursiv sein.

„ 87, Z. 4 v. o.: der Doppelpunkt nach „(eins)" ist zu tilgen.

„ 87, Z. 5 v. u.: nach „ganz" ist „fehlten" hinzuzufügen.

„ 89, Z. 13 v. o.: „der" ist zu streichen.

„ 90 f: was hier im Abschnitt VIII über die unterscheidenden Glieder gesagt wird, findet sich in keinem Widerspruch gegen die auf S. 86 gegebene Definition des Verbums. Erstens ist es eine andere Art der Beziehnng und zweitens sind es weit auseinanderliegende Epochen.

Index.

(Umfaßt nur dasjenige, was aus den Inhaltsüberschriften nicht ohne weiteres ersichtlich ist.)

Adjektive: Substantivierung der A., 22, 9. 50 Anm.
Apperzeption: ihre Einheit und Enge, 3.; analytische und synthetische A., 19 f.
Apposition: 22 f. Anm.
Artikel: der bestimmte A., 27. 34.; der unbestimmte A., 32 f.
Attributive: ihre Stellung, 15 Anm.
Bedeutungswandel: Wundts assimilativer B., 44 ff. 48 f.
Begriffe: Differenzierung der B. 41 f. 55 f. 68 f.; s. „Gattungsbegriffe".
Dominierendes Glied, bzw. Merkmal: s. „Glied" und „Merkmal".
Eigennamen: 35 Anm. 1.
Entlehnung: 38.
Gattungsbegriffe: 32. 55. 92.
Glied: determiniertes und determinierendes G., s. „Wurzel", „Suffix", „Merkmal"; identifizierendes und unterscheidendes G., 28. 52; im allgemeinen 54.
Identifizierungsnamen: 52. 88 f. 90.
Imperative: 69 ff.
Impersonalien 73.
Kasus: 88 Anm. 1. 93 Anm.; Nominativ, auch 71; s. „Vokativ".
Komposita: Wundts Einteilung der K., 56 Anm.
Kompositionsglied: s. „Glied".
Kopula: 78 ff. Anm. 2.
Lautgesetze: 98.
Logik: die Benennungen der Gegenstände (und überhaupt) sind im allgemeinen logisch unzutreffend, 1 f.; aber die psychologischen Begriffe werden im allgemeinen immer logischer, 35 Anm. 2. 37. 48[1]. 55.
Merkmal: im psychologischen Sinn, 3.; dominierendes M., 4. 9 f. 14 f. 19, 5. 24. 25 f. 28. 42 f. Anm.; vgl. auch „Glied".

Metapher: 29[1].
Partizipien: 83.
Prädikat: 65 ff.
Pronomina: demonstrative und possessive P., 36.
Stamm: 13; sonst s. „Wurzel".
Stammsuffix: s. „Suffix".
Subjekt: 65 ff.
Substantiv: Definition des S., 81.
Suffix: formatives Element des Wortes, 5 ff. 9 ff. 93; sonst s. „Glied" und „Merkmal".
Unterscheidungsnamen: 52. 89. 90.
Vokative: 69 ff.
Worttrennung: 63 f.
Wurzel: Grundelement des Wortes, 5 ff. 9 f. 19, 5; s. „Glied" und „Merkmal"; reale Existenz der Wurzeln, s. Nachwort.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Englische Textbibliothek

Herausgegeben von Dr. Johannes Hoops

o. Professor an der Universität Heidelberg.

Erschienen sind:

Heft 1. **Byron's Prisoner of Chillon.** Herausgegeben von Eugen Kölbing. 8°. geh. M. 1.60, Leinwandband M. 2.20.

„ 2. **John Gay's Beggar's Opera und Polly.** Herausgegeben von Gregor Sarrazin. 8°. geh. M. 3.—, Leinw. M. 3.60.

„ 3. **Keats' Hyperion.** Herausgegeben von Johannes Hoops. 8°. geheftet M. 1.60, Leinwandband M. 2.20.

„ 4. **Fielding's Tom Thumb.** Herausgegeben von Felix Lindner. 8°. geheftet M. 1.60, Leinwandband M. 2.20.

„ 5. **Shelley's Epipsychidion und Adonais.** Herausgeg. von Richard Ackermann. 8°. geh. M. 1.60, Leinw. M. 2.20.

„ 6. **Shakespeare's Tempest.** Herausgegeben von Albrecht Wagner. 8°. geheftet M. 2.—, Leinwandband M. 2.60.

„ 7. **Chaucer's Pardoner's Tale.** A critical edition. Herausgegeben von John Koch. 8°. geh. M. 3.—, Leinw. M. 3.60.

„ 8. **Die älteste mittelenglische Version der Assumptio Mariae.** Herausgegeben von Emil Hackauf. 8°. geheftet M. 3.—, Leinwandband M. 3.60.

„ 9. **George Villiers Second Duke of Buckingham, The Rehearsal.** Herausgegeben von Felix Lindner. 8°. geheftet M. 2.—, Leinwandband M. 2.60.

„ 10. **Longfellow's Evangeline.** Herausgegeben von Ernst Sieper.

„ 11. **Burns' Dichtungen in Auswahl.** Herausgegeben von T. F. Henderson.

„ 12. **Ben Jonson's Every Man in his Humans.** Herausgegeben von A. E. H. Swaen.

In Vorbereitung.

Die «Englische Textbibliothek» soll hervorragende Werke aus allen Perioden der englischen Literatur, namentlich aber die Meisterschöpfungen der Poesie seit dem 16. Jahrhundert in kritischen Ausgaben weiteren Kreisen zugänglich machen. Jedem Text wird eine Einleitung vorausgehen, welche alles Wesentliche über die Entstehungsgeschichte des betr. Werkes, seine literarhistorische Stellung, die wichtigsten bibliographischen Angaben, sowie eine Rechenschaft über die Textgrundlage enthalten soll. Auf einen korrekten Text wird das größte Gewicht gelegt werden. Die wichtigsten Sinnvarianten werden, soweit es nötig erscheint, am Fuße der Seiten gegeben werden. Wo sachliche Erläuterungen erforderlich sind, stehen sie am Schluß.

Die Ausgaben sind in erster Linie für den Gebrauch auf Universitäten, sowie für alle diejenigen bestimmt, denen es um ein wissenschaftliches Studium der englischen Literaturgeschichte zu tun ist. Die Werke aus dem Gebiete der neuenglischen Poesie werden bei dem billigen Preise der Hefte auch in Lehrer- und Lehrerinnenseminarien, sowie in den obersten Klassen höherer Lehranstalten verwandt werden können. Jedes Heft ist einzeln käuflich.